

extrakte

Auszüge aus der Wissenschaft

Ein Pressedienst der



Metaphern

Pionierwerkzeuge
der Welterschließung



Aus dem Inhalt

2 Metaphern in der politischen Kommunikation

Mit ‚Finanzspritzen‘ gegen den wirtschaftlichen ‚Krisenlaufkollaps‘. Metaphern sollen begreifbar machen, was selbst Experten unverständlich bleibt. Die Politik bedient sich ihrer aber vor allem, um Zustimmung zu erzeugen, wo mit Ablehnung zu rechnen ist.



9 Metaphern in Beratungssituationen



Wie Metaphern Unternehmen helfen können Perspektiven zu verändern und verkrustete Strukturen aufzubrechen.

14 Zur Rolle von Metaphern im Alltagsfranzösisch



Der kreative Umgang mit dem Wort scheint das Vorrecht der ‚schönen‘ Literatur zu sein. Dabei wird verkannt, dass nirgendwo mehr mit Sprache experimentiert wird als in der Alltagskommunikation. Die ‚tchatche de banlieue‘, ist ein

reicher Quell an innovativen Metaphern. Jugendliche nutzen sie nicht nur um sich besser untereinander zu verständigen – auch um von anderen nicht verstanden zu werden.

20 Datendarsteller Wie Metaphern Wissen modellieren



Das Wissen der Menschheit wird zunehmend digitalisiert. Damit löst es sich von den Gestalten seiner materiellen Träger. Um es als Simulation wieder fasslich zu machen, brauchen wir Metaphern. Diese prägen unser zukünftiges Weltbild.

26 Das Netz Metapher für die Welt

Die Erklärungsmacht der Netz-Metapher – dem Internet sei Dank – scheint grenzenlos. Ein Sprachbild, das in der Beschreibung materieller Infrastrukturen seinen Ursprung hat, avanciert zur zentralen Perspektive gesellschaftlicher Selbstbeobachtung: ‚Networking‘ im aller-kleinsten, ‚Netzwerkgesellschaft‘ im allergrößten. Zur Geschichte einer Metapher die bald schon selbst der Vergangenheit angehören könnte.



30 Die Löcher im Netz Was die Netzwerk-metapher verschweigt

Orientierung oder Manipulation?

Metaphern in der politischen Kommunikation

Im trüben Biotop der Finanzkrise sinken die Aktienkurse. Ein nachgerade üppig wucherndes Wachstum beschert die Krise dagegen der politischen Metaphorik.

Der Staat schnürt ‚Rettungspakete‘, spannt ‚Schutzschirme‘, gibt ‚Finanzspritzen‘, während die ‚Kernschmelze‘ im Bankensystem weitergeht, der finanzielle ‚Kreislauf‘ ein über das andere Mal ‚zusammenbricht‘. Vom ‚11. September‘ der Finanzmärkte ist die Rede, von massenhaft ‚toxischen‘ Wertpapieren, die im Keller der Banken lagern, und in vielen Karikaturen sieht man den Turm von Babel, versehen mit einem Bankenlogo. Zusammenpassen müssen die sprachlichen Bilder nicht, aber in ihrer Gesamtheit bilden sie so etwas wie eine Brille, durch die der Mediennutzer Ereignisse konturiert, die ansonsten schwer verständlich wären. Es handelt sich um Bilder der Denormalisierung, die auch höchst ungewöhnliche Handlungen der Staaten als geboten und ohne Alternative dastehen lassen, während das Publikum bloß abwarten, zusehen und das Beste hoffen kann. Wofür steht solchermaßen wuchernde Metaphorik in der politischen Kommunikation?

Alles oder nichts?

Von Leonard Bloomfield, dem Begründer der US-amerikanischen Sprachwissenschaft, stammt der provozierende Satz, in natürlichen Sprachen sei entweder alles metaphorisch – oder nichts. Was ist damit gemeint? Jedes Mal wenn wir über etwas sprechen,

betrachten wir dieses Etwas im Lichte der kumulierten Sinngehalte von situativ vielfach erprobten und angereicherten sprachlichen Zeichen. Das, worüber wir sprechen, tauchen wir ein in das Licht der Gesamterfahrungen, die Tradition und Gebrauch mit unseren Sprachzeichen verknüpft haben. Solche Fusionen zwischen außersprachlichem Bezug und kumuliertem Zeichensinn finden beim Sprechen ständig statt. Sie *sind* das Sprechen. Es ist dabei ganz gleich, ob wir etwa ein Haus als ‚Haus‘ bezeichnen (und damit nach herkömmlichem Verständnis eine deckende, nicht-metaphorische Bezeichnung verwenden) oder aber zum Beispiel den Kontinent Europa als ‚unser gemeinsames Haus‘ – was nach herkömmlichem Verständnis eine politische Metapher wäre. Mag sein, dass dieser letztere Fall ein interessanteres Untersuchungsobjekt bildet, aber die Notwendigkeit, ‚alte‘ Zeichen mit ‚neuen‘ Objekten zu verbinden, geht viel weiter als es das traditionelle Verständnis von Metaphern wahr haben möchte. Das ist die Pointe von Leonard Bloomfields rätselhafter Behauptung. Wir werden sie später noch brauchen.

Viel verbreiteter ist dem gegenüber die Ansicht, mit der Erfindung und dem Gebrauch von Metaphern sei entweder kognitiver Zwang oder aber kognitive Freiheit verbunden. Das sei in der Politik ebenso wie etwa auch in der Wissenschaft, in der Entdeckungen und Neuerungen – so die Annahme – vor allem durch kühne und unerwartete Projektionen zwischen bild- und strukturspendender Quelle und jeweiliger Ziel- und Übertragungssphäre zustande

Kühne und unerwartete Projektionen



Wenn ein Ausdruck ungewollt zur Metapher wird ...

kommen. Sprachliche Metaphern – so das kognitive Verständnis – ermöglichen einen neuen und anderen Blick auf die Zielsphäre – oder sie zwingen uns einen solchen Blick auf. Im einen Falle gelten sie als kreativ, im anderen als manipulativ. Es bleibt naturgemäß Ansichtssache, welche Metapher als kreativ und welche als manipulativ gilt. Bis heute halten es viele christliche Fundamentalisten für Zumutung und Manipulation, dass sie die Entstehung und Differenzierung der Arten im Lichte genetischer Variation, Selektion, Bewährung und Verstärkung sehen sollen (und nicht als ‚intelligent design‘ eines Schöpfers). Dass Darwin umgekehrt auch die zügellose Konkurrenz des britischen Kapitalismus vor Augen hatte, als er ‚Die Entstehung der Arten‘ schrieb, gilt inzwischen als Gemeinplatz. Ebenso auch, dass die trivialisierten und auf die menschliche Gesellschaft zurückgebogenen Figuren des Evolutionsdenkens (Konkurrenz der Völker und Nationen, Survival of the Fittest etc.) lange Zeit mächtige politische Blick- und Deutungsfiler (eben: Metaphern im kognitiven Sinne) gewesen sind. Natürlich geht es nicht an, einfach wissenschaftliche Metaphern als kreativ und politische als manipulativ zu werten. Schon gar nicht, seitdem politische Programme gleich welcher Couleur wissenschaftliche Notwendigkeit für sich in Anspruch nehmen. Was also macht sprachliche Orientierungsfiler *politisch*?

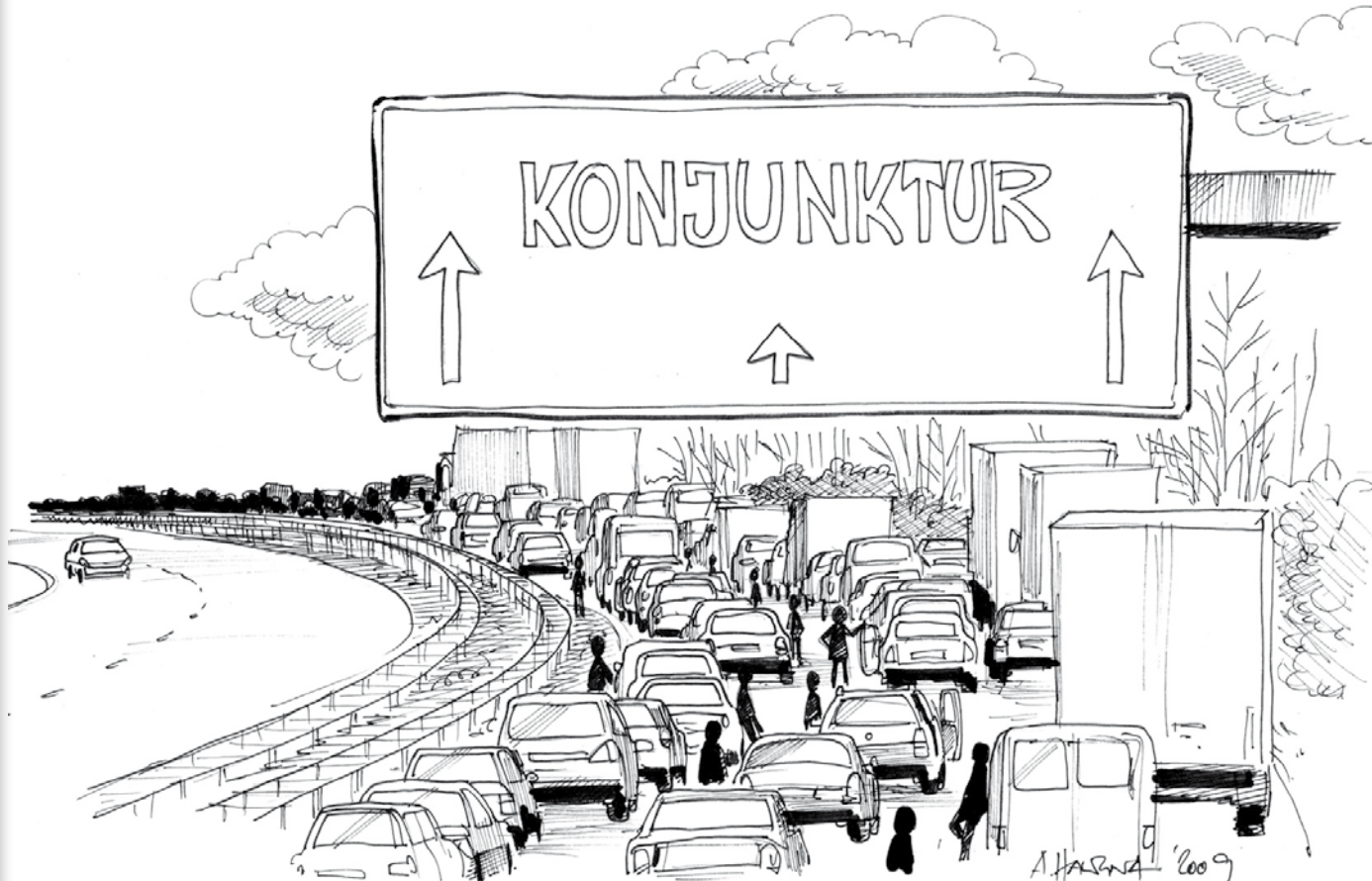
Politische Metaphern

Dass Politik kein wohl umgrenztes Sachgebiet ist, versteht sich. Vielmehr wird ein Thema dadurch politisch, dass es sachgebietsübergreifend und in der allgemeinen Öffentlichkeit ein hohes Maß an Zustimmung

(oder Ablehnung) kommandiert. Ökologie war früher eine Marotte von Naturfreaks. Seitdem es ein allgemeines Gefühl der Bedrohung durch menschlich verursachte Umweltkatastrophen gibt, ist Ökologie ein zentrales politisches Thema. Mit der wirklichen Bedeutung eines Themas muss der politische Status nicht unbedingt zusammenhängen. Selbst die Rechtschreibreform hat einige Jahre lang so viel öffentliche Aufregung und Ablehnung mitgeführt, dass sie als zeitweise politisches Thema gelten kann. Zweifellos ist die Wirtschaft politisches Zentralgebiet. Wir dürfen daher erwarten, dass die Ökonomie einerseits besonders bildbedürftig, andererseits aber auch eine populäre Spendersphäre für andere, nicht-ökonomische Bereiche der Gesellschaft ist. Die Invasion ökonomischer Sprachbilder und Deutungsmuster in der Hochschulpolitik dürfte niemandem entgangen sein. Sie wird uns gleich noch beschäftigen.

Die Macht politisch erfolgreicher Metaphern liegt in der Bündelung und Verstärkung von Erfahrungen und Modellen, die über die ganze Gesellschaft verbreitet sind und ein nahezu unbegrenztes, offenes Zielfeld haben, das an sich völlig unverständlich ist (wie z.B. die wirtschaftlichen Konjunkturzyklen), das aber mit Hilfe einfacher Bilder gleichfalls plausibel gemacht werden kann, weil in der bildspendenden Sphäre einfache, ad nauseam plausible Verhältnisse herrschen: Die Konjunktur ist wie der Straßenverkehr. Bis zu einer bestimmten Grenze fließt er, dann überhitzt er sich und staut, nach einer gewissen Zeit löst sich der Stau auf und der Verkehr beginnt wieder zu fließen. Manchmal, wenn einige zu schnell gefahren sind, gibt es einen Crash. Dabei bleiben, mehr oder

Plausibilität erzeugen durch Sprachbilder die auf geteilten und alltäglichen Erfahrungen beruhen: „Die Konjunktur ist wie der Straßenverkehr ...“



weniger zahlreich, Akteure auf der Strecke. Das klingt hübsch und sieht fast aus wie eine ökonomische Theorie. Es ist aber nur eine sich selbst plausibilisierende Metapher, die jeder zu verstehen glaubt, weil er mit der Bildspendersphäre nur zu gut vertraut ist: ein Kollektivsymbol (Link 2006). Kollektivsymbole



verbinden allgemein bekannte Spendersphären mit nahezu beliebigen Zielsphären. Längst nicht immer sind sie sprachlich. Statistiken, Kurvenlandschaften, Tortengrafiken sind ebenfalls umfassend verwendbar, gängig in allen Zielsphären, von denen ein orientierungsrelevantes Bild vermittelt werden soll. Die steil nach unten oder nach oben weisende Kurve ist ebenso ein Kollektivsymbol wie das beruhigend 'normale' Auf und Ab einer statistischen Zickzacklinie. Wir beschränken uns auf das Sprachliche und fragen nach den metaphorischen 'Master Terms', den Leitwörtern und grundlegenden Orientierungsmustern der politischen Gegenwart. Wo auch immer wir hinschauen, einer sprachlichen Figur können wir nicht entgehen: der Globalisierung.

Globalisierung

Nicht nur die Wirtschaft ist, wie wir alle wissen (müssen), längst globalisiert. Auch der Terrorismus ist es, und die Populärkultur, und die Musik, und die Migration, und die Universität, und die Klimakatastrophe und, und, und. Die Militärstrategen der NATO sehen die Welt bedroht durch Länder und Regionen mit 'Globalisierungsdefiziten'. So allgegenwärtig ist das Sprachbild, dass man den Werbe-strategen empfehlen möchte, es einmal mit der Parole 'nicht globalisiert' zu versuchen. Der Aufmerksamkeitswert wäre enorm, der Witz beträchtlich.

Globalisierung ist eine Passe-partout-Metapher mit hoher Alltagsplausibilität. Auf ihren Ferienreisen erfahren die Bewohner der Metropolen, dass, ganz gleich wo sie hinkommen, McDonald, Benetton, Shell und das Internet immer schon da sind. Die Bewohner der Dritten Welt erfahren das gleiche bei sich zu Hause. Die Welt ist kleiner geworden, die Kommunikationsdichte höher. Was in

diesem Maße plausibel und erfahrungsgesättigt ist, das taugt dazu, alles andere im Lichte dieser Vertrautheit zu betrachten. Es wird so etwas wie ein letztes, selbst nicht mehr hinterfragbares Orientierungsmuster. Die Globalisierung erklärt alles – aber wer erklärt die Globalisierung? Nun, seit das Wort durch die Medien schwirrt (etwa seit Mitte der 90er Jahre), fehlt es nicht an Sachbuchautoren, die dem geneigten Publikum zu erklären versuchen, was es *wirklich* auf sich hat mit diesem 'Phänomen'. Zu jeder politischen Leitmetapher gehört der öffentliche Streit um ihre autoritative Auslegung. Es ist ein Leichtes, zwanzig Ansichten zur Globalisierung zusammenzutragen, die mit mehr oder minder guten Argumenten um öffentliche Anerkennung streiten – einschließlich derer, die (als 'Globalisierungsgegner' auftretend) der vorherrschenden Variante des Deutungsmusters die Gefolgschaft verweigern und in der Leitmetapher lediglich die beschönigende Formel für etwas ganz anderes sehen: für die aggressive und weltweite Expansion kleiner finanzkapitalistischer Machtgruppen auf Kosten solidarischer, demokratischer und ökologischer Wirtschaftsweisen. Wichtig ist, dass auch die Globalisierungsgegner das metaphorische Muster verwenden. Sie geben ihm zwar einen anderen, einen entgegen gesetzten Wertakzent und einen kritischen analytischen Inhalt, aber sie bewegen sich gleichfalls auf dem Terrain, das durch die Leitmetapher abgesteckt ist.

Globalisierung ist ein Beispiel für das, was Begriffshistoriker einen Bewegungsbegriff nennen. Was ist darunter zu verstehen? Ähnlich wie Demokratie oder Fortschritt erlaubt uns ein Bewegungsbegriff, Verhältnisse, die im temporalen Sinne gleichzeitig sind, als ungleichzeitig wahrzunehmen und einzuordnen. Wir leben zwar ganz pauschal in einer globalisierten Welt, aber die Ökonomien oder die gesellschaftlichen Bereiche z.B. sind mehr oder weniger globalisiert, manche *noch* nicht sehr, manche *schon* sehr. Bewegungsbegriffe geben eine Richtung an und vor allem: vor. Ein ebenso banales wie alltägliches Beispiel: Wer sagt, die deutschen Universitäten seien auf die heutigen globalen Konkurrenzen gar nicht eingerichtet, der mobilisiert unweigerlich politischen Reform- und Anpassungsdruck. Obwohl natürlich gilt: Wer will das mit welchen Mitteln überprüfen? Könnte sie nicht gerade ihre andere Organisationsform besonders fit für den globalen Wettbewerb machen? Bewegungsbegriffe taugen dazu, ein 'Noch' zu konstatieren, wo ein 'Schon' sein sollte.

Damit sind wir schon beim ganz alltäglichen Geschäft der umfassenden, alle Themen und Bereiche übergreifenden Verwendung solcher Master Terms. Bei Globalisierung ist augenfällig, dass dieser Ausdruck allenthalben Einsatz findet, wo politischer Veränderungsdruck möglichst einwandsimmun aufgebaut wird. Weil

'wir', im Unterschied zu den Generationen vor uns, im Zeitalter der Globalisierung leben, müssen wir uns an die neuen Verhältnisse anpassen, die der Ausdruck indiziert. Im politischen Alltag markiert das Wort so eine Epochengrenze. Es gibt eine alte Zeit, vor der

Mobilisierung von Reform- und Anpassungsdruck durch inhaltsleere Leitmetaphern

Bewegungsbegriff: gleichzeitiges als ungleichzeitiges wahrnehmen

„Die Globalisierung ist ein universaler semantischer Gleichrichter“



In der Tat ist auch Globalisierung ein Beispiel dafür, dass politisch-diskursive Macht sich auf ‚umgedrehte‘ Gegenmacht stützen kann. War doch die Figur, mit

Ringen um die Deutungshoheit

Konsens ist – das wissen wir von den Soziologen – in der Realität schwer zu beschaffen. In einer Demokratie ist er noch nicht einmal wünschenswert. Umso wichtiger ist, dass er in der politischen Kommunikation erfolgreich *unterstellt* werden kann. Unter den politischen Metaphern, welche die Hochschulpolitik neuerdings fluten, befinden sich zahlreiche Beispiele für das, was man als Konsensfiktionen oder auch als performativ immune Ausdrücke bezeichnen kann. Trotz der etwas umständlichen Terminologie ist rasch erklärt, was damit gemeint ist. Stellen Sie sich vor, ein Politiker stellt sich hin und fordert, die Universitäten müssten autonom, effizient und global wettbewerbsfähig sein. Wäre es möglich, dass ein anderer

Politiker von all dem das Gegenteil fordert? Wenn nicht, dann handelt es sich bei den jeweiligen Programmwörtern um Konsensfiktionen (vgl. Habscheid und Knobloch 2009). Das mit ihnen verbundene Programm ist öffentlich nicht negierbar. Autonomie, Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit muss man wollen. Und zwar gleich, ob es sich bei der Zielsphäre um Schulen, Krankenhäuser oder Stadtverwaltungen handelt. Selbst Gefängnisse und Arbeitsvermittlungen sind vor diesen Fahnenwörtern nicht sicher. Eben das macht solche Ausdrücke zu besonders dummen und besonders tückischen Metaphern. Wer sich öffentlich gegen etwas ausspricht, was im Namen einer solchen Konsensfiktion artikuliert wird, der stellt sich außerhalb jeder vernünftigen Debatte. Konsensfiktionen verhindern die demokratische Artikulation von Alternativen, sie enteignen den politischen Gegner schon im semantischen Vorfeld: „Es kann nicht sein, dass Sie gegen mehr Autonomie für die Hochschulen sind! Wollen Sie etwa Fremdbestimmung?“ Konsensfiktionen infizieren beliebige Zielsphären mit ihren aufgehäuften Wertigkeiten und Konnotationen. Ihre programmatische Unbedingtheit steht in deutlichem Kontrast zu ihrer nominativen Unterbestimmtheit. Eben darum können sie überall andocken und mit einiger Aussicht auf öffentliche Zustimmung

„Konsensfiktionen verhindern die demokratische Artikulation von Alternativen“

großflächig eingesetzt werden. Wer Schulen *selbstverantwortlich* machen, Arbeitslose *aktivieren*, Universitäten von staatlicher Detailsteuerung befreien und *exzellent* machen möchte, der ist diskursiv schon auf der sicheren Seite. Dem Publikum suggeriert er, dass Einigkeit bereits hergestellt und Dissens zwecklos ist. Mit ihren Zielsphären stehen solche einwandsimmunen politischen Metaphern in durchaus interessanten und paradoxen Wechselbeziehungen. Dass sie fast überall eingesetzt werden, schützt sie in gewissem Maße davor, in bestimmten Ziel- und Anwendungssphären widerlegt (und vielleicht sogar lächerlich gemacht) zu werden. Namentlich paradoxe Selbstverstärkungen sind häufig zu beobachten. Dafür bietet die ‚neue akademische‘ Sprache der Hochschulreform reiches Anschauungsmaterial:

Im Zangengriff von Hochschulrat, Ranking, Staatsaufsicht und Akkreditierungsagentur geht jeder Handlungsspielraum der Hochschule in der Reform verloren? Umso besser klingt die Forderung nach *Autonomie* und *Hochschulfreiheit*! Der bürokratische Aufwand in der Organisation eines Studiums hat sich vervielfacht? Eben darum ist Bürokratieabbau und Deregulierung an den Hochschulen das plausibelste aller Programme. Um den allfälligen Oktroi-

Rückgriff auf geteilte Werte

Instrumentalisierung von Ausdrücken, die über jeden Zweifel erhaben sind



vielleicht doch zu entgehen, schmieden die Hochschulen einträchtig die Ketten, an denen sie künftig liegen? Desto betörender tönt die Melodie der *entfesselten Hochschule*, die von Bertelsmanns Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) intoniert wird. Künftige Akademiker sollen *flexibel, kreativ und selbstständig* sein? Diese Forderung wird erst dann wirklich Resonanz finden, wenn das modularisierte und verschulte Studium ihnen den letzten Rest dieser Tugenden ausgetrieben hat. Politische Programmmetaphern, die für unbedingte Werte stehen, sind nicht nur gegen Dissens und gegen Einwände geschützt. Sie können auch durch widersprechende Erfahrungen nicht eigentlich widerlegt werden. Im Gegenteil, die schlechte Wirklichkeit unterstreicht noch zusätzlich ihre Berechtigung (Knobloch 2008).

Die Sprache der Hochschulreform

Die Sprache der Hochschulreform sticht auch insofern ins Auge, als es sich um einen Bereich handelt, in dem während der letzten fünfzehn Jahre ein vollständiger semantischer Tapetenwechsel stattgefunden hat. Alle Metaphern und Leitbegriffe wurden ausgetauscht, so dass ein Beobachter aus den 80er Jahren gegenwärtig kaum davon zu überzeugen wäre, dass es sich noch um ein und dasselbe Gebiet handelt. *Durchlässigkeit, Öffnung, Bildungschancen, Demokratie, gesellschaftliche Relevanz* – all das klingt inzwischen ziemlich fremd. Fast so fremd wie *Gesamthochschule* im Zeitalter der *Eliteuniversität*. Fünfzehn Jahre nach dem Beginn der Markt- und Managerrevolution haben wir uns daran gewöhnt, dass *Exzellenz, Wettbewerb, Flexibilität, Kundenorientierung, Evaluation, Qualitätsmanagement, Standort* nicht nur zum ökonomischen, sondern auch zum hochschulpolitischen Vokabular gehören. Das ökonomische Zentralgebiet hat die Gesellschaft auch metaphorisch kolonialisiert.

Erstaunlich kontinuierlich präsentiert sich dagegen die Geschichte einer anderen politischen Leitmetapher, innerhalb wie außerhalb der Hochschulpolitik. Es handelt sich um die *Reform*, die immer und überall nötig zu sein scheint und fast ohne einen Kratzer aus den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf uns gekommen ist. Allerdings sind leichte konnotative Verschiebungen nicht zu übersehen. Das ehemalige Hoffnungswort hat an der Öffentlichkeit einen unverhohlenen drohenden Unterton angenommen. Wer seinen Verstand halbwegs beisammen hat, der weiß, dass er sich warm anziehen muss, wenn sich in seinem Umfeld eine *Reform* zu entladen droht. Dennoch: Allgemeine politisch-ökonomische Verunsicherung und grassierende Denormalisierungssängste haben ein Ausmaß erreicht, dass die permanente Notwendigkeit von Reformen nach wie vor keiner eigenen Begründung bedarf. Sie versteht sich gewissermaßen von selbst wie alle Konsensfiktionen. Wer angesichts der völlig chaotischen Realität an den Hochschulen ein „Ende der Reformen“ fordern wollte, der würde in der medialen Öffentlichkeit im günstigen Falle Verständnislosigkeit hervorrufen. Damit freilich schließt sich der Kreis und wir haben

Anlass, auf Leonard Bloomfields merkwürdige These zurückzukommen, in natürlichen Sprachen sei entweder alles metaphorisch oder nichts. Wer würde es heute wagen, zwischen dem eigentlichen und



dem metaphorischen Gebrauch des Fahrenwortes *Reform* begrifflich zu unterscheiden? War die *Reform* der 60er Jahre metaphorisch oder ist es die der Gegenwart? Die konnotative Aufladung, die Sprachzeichen im aktuellen Gebrauch mit sich führen, ist stets eine *Mélange* aus kumulierten alten Sinnbeständen, die sich gewissermaßen fest angelagert haben, und neuen Zielbezügen, die sich damit aktuell mehr oder weniger fest verbinden. Im Bereich der politischen Programmwörter jedenfalls gibt es keine Grenze zwischen eigentlicher und metaphorischer Bedeutung. Die Übergänge sind fließend. Vor unseren Augen verändert sich die konnotative Ladung von *Reform*. Was einen Ausdruck als metaphorisch erscheinen lässt, ist stets nur seine perspektivische Abweichung von einem bereits etablierten und insofern unauffällig gewordenen Gebrauchsmuster.

Folgeschwere Hilfe

„Reform“: Erneuerungsemantik in der Endlosschleife

Macht macht Metaphern

Immer geht es nämlich in letzter Instanz um das Verhältnis zwischen ‚alter‘ Bedeutung und ‚neuer‘ Bezeichnung. An sich ist das Wort *Enteignung* ganz klar und unmetaphorisch. Zu einer witzigen Metapher wird es allerdings, wenn es in diesen Tagen für die staatliche Übernahme der *Hypo Real Estate* – Bank (HRE) gebraucht wird. Die nämlich kostet an der Börse noch gerade 300 Millionen Euro, nachdem der Staat bereits 100 Milliarden aus der Steuerkasse zu ihrer Rettung aufgeboden hat. Nun schreien alle *Enteignung!*, wenn der Staat auch mitreden will in der Geschäftspolitik, während noch der Inhaber der wertlosen Aktien erklärt, er sei der eigentliche Besitzer – und von Enteignung bedroht. Und dabei hat bereits die Bank den Steuerzahler um den mehr als dreißigfachen Betrag *enteignet*. Oder, anders kodiert: der Staat hat die Bank bereits für das Dreißigfache ihres Marktwertes *gekauft*. Was allerdings nicht als Aktion der Bank, sondern als deren *Stützung* durch den Staat kodiert worden ist. Auch eine Metapher! Und

Statt ‚Enteignung‘ oder ‚Übernahme‘: ‚Finanzmarktstabilisierungsergänzungsgesetz‘

wenn dann der Staat sich gegen den Enteignungsvorwurf dadurch zu schützen versucht, dass er das HRE-Sondergesetz als *Finanzmarktstabilisierungsergänzungsgesetz* verkauft, in welchem das Wort *Enteignung* peinlichst vermieden wird, dann hat der Sprachwissenschaftler dazu nichts mehr zu sagen. Außer eben, dass der Einsatz von Metaphern für den Kundigen die realen Machtverhältnisse enthüllt.

Mit der Frage, was denn die *eigentliche* Bedeutung sprachlicher Ausdrücke sei, wenden wir uns abschließend an den bedeutenden Sprachlogiker Lewis Carroll. Der, besser bekannt als Autor eigenwilliger Kinderbücher, erfreut uns mit dem folgenden Dialog (aus ‚Alice hinter den Spiegeln‘):

„Aber ‚Glocke‘ heißt doch gar nicht ein >einmalig schlagender Beweis<“, wandte Alice ein. „Wenn ich ein Wort gebrauche“, sagte Goggelmoggel in recht hochmütigem Ton, „dann heißt es genau, was ich für richtig halte – nicht mehr und nicht weniger“. „Es fragt sich nur“, sagte Alice, „ob man ein Wort einfach etwas anderes heißen lassen kann“. „Es fragt sich nur“, sagte Goggelmoggel, „wer der Stärkere ist, weiter nichts“.

Verfasser: Clemens Knobloch

Text und Bilder sind frei zum Wiederabdruck

Text und Bilder

www.extrakte.uni-siegen.de

Kontakt:



Prof. Dr. Clemens Knobloch
Universität Siegen
Germanistik/ Sprachwissenschaft
Telefon: XX49 (0)271 740 4598
Telefax: XX49 (0)271 740 3246
knobloch@germanistik.uni-siegen.de

Literaturtipps:

Habscheid, Stephan/ Knobloch, Clemens (Hrsg.): Einigkeitsdiskurse. Zur Inszenierung von Konsens in organisationaler und öffentlicher Kommunikation. Wiesbaden 2009

Knobloch, Clemens: Das Neuakademische. Anmerkungen zur Sprache der unternehmerischen Hochschule. In: *Aptum* 4,2/2008

Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus.
3. Aufl. Göttingen 2006



Zitat aus Karl E. Weick: Der Prozeß des Organisierens

Metaphern in Beratungssituationen

Metaphern prägen unsere Weltwahrnehmung. Ersetzen wir ein Deutungsmuster durch ein anderes, verändern wir damit den Blick auf die eigene Wirklichkeit. Das hat Konsequenzen – zum Glück: Durch den Wechsel der Beobachtungsperspektive können Handlungsspielräume gewonnen werden, die vorher nicht nur nicht denkbar, sondern vielmehr auch nicht wahrnehmbar waren – Beratungssituationen können sich diesen Mechanismus gezielt zu Nutze machen.

In Molières Komödie ‚Der Bürger als Edelmann‘ bittet der Held, Monsieur Jourdain, seinen philosophischen Lehrmeister um einen Rat: Jourdain hat sich in eine vornehme Dame verliebt und sucht für ein *billet doux* nach Formulierungen „in einer eleganten Manier“. Auf die Frage des Beraters, ob er an Verse oder an Prosa gedacht habe, schließt Jourdain zunächst beide Alternativen vehement aus. Nachdem der Philosoph ihn darin unterwiesen hat, dass „alles, was nicht Prosa ist, Verse sind, „und alles, was nicht Verse sind, Prosa ist, kann Jourdain es kaum fassen: „Meiner Treu, da rede ich nun schon mehr als vierzig Jahre lang Prosa, ohne es zu wissen.“ – Die Szene illustriert ein Grundproblem helfender Kommunikation, das Paul Watzlawick 1978 in seiner Studie ‚The Language of Change. Elements of Therapeutic Communication‘, anknüpfend an Molières Theaterdialog, in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt: Während, so Watzlawick, in der damals üblichen klinischen Praxis dunkle, fremdartige oder gar

beunruhigende Äußerungen des Patienten nur aus einer Außenperspektive fachlich kategorisiert, also gleichsam in die Theoriesprache der Psychiatrie übersetzt wurden, komme es darauf an, die alltägliche Sprache des Patienten in ihren Möglichkeiten und Grenzen zu lernen. Zu allererst müsse es darum gehen, die andersartigen Konzepte, Kategorien und Bezeichnungen des Patienten (die uns bei näherem Hinsehen so fremdartig nicht sind) zu verstehen, um dann therapeutische Interventionen in einer hieran anschlussfähigen Weise zu formulieren. Für Watzlawick liegt es auf der Hand, dass nur in der auf den ersten Blick irrationalen und oftmals bizarren Sprache der Schlüssel zu jenen Zonen liegt, in denen therapeutische Veränderung stattfinden kann.

Derartige Überlegungen sind nicht nur therapeutisch relevant, sie haben auch Eingang in bestimmte Ansätze der Beratungspraxis gefunden. Während in der klassischen ‚Expertenberatung‘ theoretisch verallgemeinertes Fachwissen in die Praxis übermittelt werden soll, gehen ‚prozessorientierte‘ Ansätze wie die systemische Beratung davon aus, dass die Klienten selbst bereits potenziell über das erforderliche Wissen zur Bewältigung ihrer Aufgaben verfügen, dass ihnen aber der Weg zu diesem Wissen und zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten durch dysfunktionale Kommunikations-, Denk- und Wahrnehmungsmuster versperrt ist. In dieser Perspektive resultieren etwa in Organisationen – neben der Familie ein bevorzugtes Betätigungsfeld derartiger Beratungseinrichtungen – Probleme unter anderem daraus, dass Sichtweisen der verschiedenen Abteilungen und Spezialisten nur unzureichend aufeinander abgestimmt sind. Diese Koordination stellt insofern eine schwierige Aufgabe dar, als die verschiedenartigen Perspektiven

Beratungsgespräch: das eigene Handeln durch Wechsel der Beobachtungsperspektive in Frage stellen

Prozessorientierter Ansatz: Das Wissen des Klienten aktivieren



Divergierende Perspektiven trennen oftmals die Abteilungen eines Unternehmens voneinander – aber auch Berater und Klienten

einerseits nicht vereinfachend

über einen Leisten geschlagen werden sollen, andererseits aber von kaum einem der Beteiligten in ihrer ganzen Komplexität überblickt werden können. Außerdem ist Kooperativität oft durch kulturelle Handlungsorientierungen eingeschränkt, die der Verfolgung partikularer Interessen den Vorrang vor den gemeinsamen Zielen der Organisation verschaffen – allen Einigkeitsappellen zum Trotz, die oft ihrerseits politisch motiviert sind (vgl. den Beitrag von Clemens Knobloch in diesem Heft). Berater verstehen sich hier als ‚Moderatoren‘ und ‚Katalysatoren‘ im Organisationsprozess, indem sie gemeinsam mit den Klienten unterschiedliche Perspektiven analysieren, Konflikte ergründen, zur Veränderung von Wahrnehmungsgewohnheiten beitragen und dem Klientensystem dabei helfen wollen, divergente Perspektiven besser aufeinander abzustimmen und nachhaltige Konfliktlösungen auszuhandeln.

Ein Schlüssel zur Analyse und Veränderung der perspektivengebundenen ‚Wirklichkeiten‘ wird in der Sprache gesehen, die daher nicht nur eine Art Werkzeug der Beratung darstellt, sondern häufig auch zum Gegenstand des Beratungsgesprächs wird: Das Sprechen über Probleme der Organisation, z.B. die Komplexität großer Wirtschaftsunternehmen, schließt in dieser Perspektive ein Sprechen über Sprache, z.B. über Metaphern, wesentlich ein. Je weniger die Handlungs- und Entscheidungsspielräume der Akteure durch formelle, bürokratische Ordnungen geregelt sind, umso mehr scheint es für die Individuen erforderlich zu sein, hinsichtlich des eigenen Verhaltens verschiedene, alternative Sprech- und Sichtweisen zu entwickeln und in der Praxis zu erproben. Die

soziale Veranstaltung des Beratungsgesprächs ist ein Ort, an dem derartige Perspektivwechsel im Blick auf Organisationen eingeübt werden können. Freilich handelt es sich dabei um eine hoch anspruchsvolle Kommunikationsaufgabe, die ihrerseits vom Risiko des Scheiterns bedroht ist.

Wenn Beratung zum Problem wird

Professionelles Handeln umfasst heute in vielen Praxisfeldern Tätigkeiten, die von den Akteuren selbst als ‚Beraten‘ charakterisiert werden. Dabei ist die Beratung teils in größere Aufgabenbereiche eingebettet (z.B. in Verwaltung oder Schule, beim Arzt oder Rechtsanwalt), teils steht sie aber auch im Mittelpunkt, etwa wenn professionelle Hilfen zur Bewältigung individueller oder kollektiver, psychosozialer oder kommunikativer Problemlagen angeboten werden. Für derartige Beratungsdienstleistungen wird seit einigen Jahrzehnten eine zunehmende Expansion des Marktes festgestellt, auf dem neben der Beratung im direkten Gespräch auch diverse mediale Beratungsangebote zu haben sind.

Aus gesprächslinguistischer Sicht gehört es zu den wesentlichen Merkmalen des Beratens, dass zwischen den Voraussetzungen des Ratsuchenden und des Ratgebenden vielfältige Divergenzen bestehen, die in den unterschiedlichen Rollen der Beteiligten begründet liegen: Unterschiede hinsichtlich des Wissens, der Perspektiven, der Distanz zum Problem, der emotionalen Betroffenheit, der alltäglichen Handlungs- und Lösungsmöglichkeiten, der interaktiven Rechte und Pflichten im Beratungsgespräch. Solche Merkmale von Beratung stellen einerseits eine notwendige Bedingung für den Erfolg dieses Interaktionstyps

dar: Gerade das spezifische Wissen des Ratgebenden, seine andere Sicht der Dinge, seine Distanz zum Problem usw. lassen es ja sinnvoll erscheinen, ihn um Rat zu fragen. Es wird daher von einem Ratgebenden, zumal einem professionellen Berater, prinzipiell erwartet, dass er eine andersartige, vielleicht überraschende und originelle Sichtweise ins Spiel bringt. Im Fall der Beratung im Kontext von Institutionen (z.B. der Arbeitsvermittlung oder der Schule) muss der Berater sein Handeln darüber hinaus an entsprechenden Normen ausrichten. Andererseits wird der Ratsuchende oft nicht ohne Weiteres geneigt und dazu fähig sein, seine alltäglichen Kommunikations-, Wahrnehmungs- und Handlungsgewohnheiten zur Disposition zu stellen. Daher gelten Beratungsgespräche als kommunikativ hochgradig störanfällig, kommt Aushandlungsprozessen und vielfältigen Versuchen der Verständnissicherung eine hohe Relevanz zu.

Den Klienten zu anderen und komplexeren Perspektiven hinführen

Vor diesem Hintergrund wird in Beratungsgesprächen das Gesagte fortwährend durch die Beteiligten selbst analysiert, bewertet und umformuliert. Derartige Redekommentierungen und Redebewertungen dienen, anders als in der Alltagskommunikation, nicht nur zur Behebung eines unerwartet aufgetretenen Kommunikationsproblems, bei dem der Hörer die an ihn gerichteten Äußerungen seinerseits paraphrasiert („Wenn ich Dich richtig verstehe, willst Du sagen, dass ...“), um Verständnisschwierigkeiten oder Unstimmigkeiten hinsichtlich der wechselseitigen Verhaltenserwartungen zu beheben. Vielmehr werden im Sinne der eingangs beschriebenen Beratungsstrategie systematisch Sprech- und Sichtweisen des Klienten aufgegriffen und problematisiert, wobei der Klient zur Entwicklung anderer, in der Regel komplexerer Perspektiven hingeführt werden soll („Wenn ich es richtig sehe, behandelst Du das Problem als einen Fall des Typs X. Ich schlage Dir dagegen vor, das Problem einmal zu beschreiben und zu konzeptualisieren als ...“). So zielen Kommentierungen, Bewertungen und Umformulierungen von Klientenäußerungen durch den Berater systematisch auf Themenverschiebungen, auf Destabilisierung und Restrukturierung mutmaßlich dysfunktionaler Deutungs- und Denkgewohnheiten. Wie empirische Untersuchungen systemischer Beratungsgespräche zeigen (vgl. Habscheid 2003), stellen dabei häufig auffällige Metaphern – etwa solche mit einem konkreten, mit bildlichen Vorstellungen verknüpften Quellbereich, die noch motiviert oder zumindest leicht remotivierbar sind – den Ausgangs- und Anknüpfungspunkt dar. Dabei könnten durchaus auch viele andere sprachliche Mittel in ähnlicher Weise als ‚Language of Change‘ relevant sein; ein Vorzug derartiger Metaphern scheint indessen darin zu liegen, dass sie im komplexen Fluss von Gespräch und Gesprächsreflexion, von Sprachanalyse und sprachlicher Intervention leichter handhabbar sind. Trivial ist ihr Gebrauch, aller unmittelbaren Evidenz zum Trotz, gleichwohl nicht.

„Berater verstehen sich als ‚Moderatoren‘ und ‚Katalysatoren‘ im Organisationsprozess“

Metaphern im Gesprächsvollzug

Betrachten wir dazu ein Beispiel: In einem Gespräch am Institut für systemische Beratung nehmen neben dem Berater zwei Führungskräfte aus dem Personalbereich eines Industrieunternehmens als Klienten teil. Die Beteiligten haben in der Anfangsphase als Thema des Gesprächs die Aufgabe der Klienten bestimmt, die anstehenden Projekte unterschiedlicher, mit Personalfragen befasster Abteilungen zu einem Gesamtkonzept der Integrierten Personalarbeit zu verbinden. Dabei soll ein ‚menschenorientierter‘ und zugleich ‚effizienter‘ Umgang mit dem Personal dadurch gewährleistet werden, dass verschiedenartige Perspektiven der Personalarbeit, die in der Praxis auf unterschiedliche Abteilungen (z.B. Personalverwaltung, Weiterbildung) verteilt sind, gedanklich und praktisch vernünftig zueinander in Beziehung gesetzt werden. Im Sinne einer Ausschöpfung klientenseitiger Ressourcen für die Lösung des Problems lenkt der Berater den Fokus des Gesprächs zunächst auf die bereits von den Klienten selbst durchgeführten Maßnahmen; darauf hin berichtet einer der Klienten über Geleistetes und Geplantes. Dabei charakterisiert er das zur Rede stehende ‚Problem‘ als die ungelöste Aufgabe, die anstehenden Themen und Projekte der unterschiedlichen Abteilungen im Sinne der Integrierten Personalarbeit zu einer – so die Metapher – ‚logischen Kette‘ zu verbinden und auf dieser Grundlage die ersten Schritte im Rahmen eines Gesamtkonzepts festzulegen.

Zu den immer wiederkehrenden Mustern der Prozessberatung gehört, wie wir gesehen haben, die ‚sprachreflexive‘ Bezugnahme des Beraters auf vorherige Äußerungen der Klienten, sei es in Form einer erneuten Formulierung des dargestellten Sachverhalts, sei es in Form der Bewertung oder Kommentierung des Gesagten. Dementsprechend folgt auch in diesem Fall eine erneute Darstellung

des problematischen Sachverhalts durch den Berater, die sich freilich grundlegend von der vorherigen Problemdefinition des Klienten unterscheidet: Personalentwickler, so der Ansatz des Beraters, müssen zunächst verstehen, wie andere Personalverantwortliche aus ihren jeweiligen Perspektiven relevante Ereignisse wahrnehmen; erst dann lässt sich, aus einer Meta-Perspektive, eine sinnvolle Verknüpfung der Ziele und Aufgaben versuchen, die den verschiedenen ‚Bereichslogiken‘ gerecht wird. Dagegen standen im Mittelpunkt der Sachverhaltsdarstellung des Klienten Begriffe wie ‚Sammlung‘ oder ‚Kette‘, die auf eine rein additive, aus systemischer Sicht unterkomplexe Logik der Kombination schließen lassen.

Der Berater entwickelt seine Argumentation mit Hilfe eines metaphorischen Verfahrens. Er problematisiert die Metapher der Kette, die der Klient eingeführt hatte, und bringt eine andere Metapher ins Gespräch: das Bild einer verworrenen Puzzle-Situation, in der Teile aus unterschiedlichen Spielen miteinander kombiniert werden sollen. Damit wird das Deutungsmuster des Klienten, wonach die

‚logische Kette‘: die richtige Metapher?



Koordination von Projekten unterschiedlicher Abteilungen in Analogie zur Struktur einer Kette organisiert werden kann, in Frage gestellt.

Eine Schwierigkeit metaphorischer Verfahren besteht darin, dass der Vergleichsgesichtspunkt, das *Tertium comparationis*, üblicherweise implizit bleibt. So ergibt sich auch hier für die Klienten die kognitive Aufgabe, nach Übereinstimmungen zwischen den Sachverhalten, Puzzle und Personalarbeit, zu suchen und zu überprüfen, „ob die Gesetzmäßigkeiten, denen der eine gehorcht, auch für den anderen Gültigkeit haben“ (Coulmas 1992). Der Klient ermittelt, wie seine Gesprächsbeiträge zeigen, zunächst erfahrungsbasierte Übereinstimmungen: So, wie es – im Herkunftsbe- reich – vorkommt, dass Puzzle-Teile fehlen und sich daher kein Gesamtbild ergeben kann, kann es – im Zielbereich des Organisierens – passieren, dass wichtige Beteiligte oder Elemente des Verfahrens fehlen; dann kann die Integration der Personalarbeit nicht erreicht werden. Aus seiner Interpretation der Meta- pher zieht er für den Zielbereich die Konsequenz, dass zu Beginn des Verfahrens die Vollständigkeit der Be- teiligten bzw. der Verfahrenselemente gründlich über- prüft werden muss; das Verfahren als solches ist nach dieser Lesart nicht prinzipiell in Frage gestellt. Der Berater verdeutlicht durch eine Erläuterung, dass sich seine Bedenken nicht auf den heilbaren Aspekt der Vollständigkeit, sondern auf ein anderes Problem be- ziehen, das den Erfolg der gesamten Unternehmung

in Frage stellt: So, wie es denkbar ist, dass Puzzle-Teile aus verschiedenen Spielen nicht zueinander passen, kann es vorkommen, dass sich Verfahrenselemente (aus verschiedenen Abteilungen) nicht ohne Weiteres miteinander kombinieren lassen. Aus dieser Interpre- tation der Metapher ist die Konsequenz zu ziehen, dass ein Bestand an Puzzle-Teilen bzw. eine Samm- lung von Verfahrenselementen unter dem Kriterium der Kompatibilität überprüft werden muss. Sofern diese nicht vorliegt, muss – wenn mit den vorhan- denen Elementen gearbeitet werden soll – die Art der Kombination grundlegend geändert werden (wie ein entsprechendes, systemisches Denkmodell aus Sicht des Beraters aussehen soll, wird im weiteren Verlauf des Gesprächs entfaltet).

Chancen und Risiken

Divergierende Perspektiven stellen nicht nur ein Pro- blem innerhalb der Klientenorganisation dar, sie kenn- zeichnen, wie wir gesehen haben, auch die Beratung selbst. Dies zeigt sich im vorliegenden Gesprächs- ausschnitt auch im Detail der Metapher. So unter- scheidet sich die Lesart der Puzzle-Metapher, die der Berater entwickelt, in zweierlei Hinsicht von der In- terpretation des Klienten: Zum einen knüpft sie in der Wahl des Vergleichsgesichtspunktes nicht direkt an alltägliches Erfahrungswissen an, sondern entwirft mit den Mitteln der Sprache eine hypothetische Welt. Zum



Puzzle statt Kette:
Metaphern als
anspruchsvolle
theoretisch-
begriffliche
Werkzeuge

anderen verschiebt der Berater, wiederum im Gegensatz zur Alltagsicht, in der Formulierung der Konsequenz die Perspektive auf eine übergeordnete Ebene der Beobachtung: Fokussiert werden nicht primär die von den Klienten erwähnten Alltagsphänomene (Handlungen, Ereignisse), sondern eine ‚hinter‘ der Alltagswahrnehmung der Phänomene liegende, komplexe ‚kognitive Steuerungsebene‘. Gefragt ist nicht der naive ‚Puzzler‘, sondern der reflexive Analytiker, der sein Denken – im Interesse der Praxis – durch eine zweite Beobachtungsebene ‚verkompliziert‘. Dabei ist es aus Beratersicht gerade die als Mangel empfundene, unkoordinierte Perspektivdivergenz der Abteilungen, die durch den Lösungsansatz überwunden, nicht reproduziert werden soll. Es muss also aus der Sicht des Beraters darum gehen, ein alltägliches Deutungsmuster des Klienten im Gespräch in Frage zu stellen und so die Voraussetzung dafür zu schaffen, dass eine professionellere, systemisch orientierte Sichtweise etabliert werden kann. Auf diese Weise sollen nicht rein technische Lösungen erarbeitet, sondern bis zu einem gewissen Grad Metaphern als anspruchsvolle theoretisch-begriffliche Werkzeuge an die Klienten vermittelt werden. Eben dieser Umstand, dass der Berater damit eine ganz andere, dem Alltagsdenken und -sprechen der Klienten fremde Perspektive ins Spiel bringt, macht das Problemlösungspotenzial dieses Typs von Beratung aus; er stellt aber auch eine erhebliche Herausforderung an die Kommunizierenden dar. Dementsprechend manifestieren sich auch in den untersuchten Daten Kommunikationsprobleme durch Missverständnisse, thematische Brüche und interaktive Inkonsistenzen.

Fazit: Metaphern in der Beratungspraxis

Im Sinne der Angewandten Linguistik wären daraus folgende allgemeine Überlegungen für den Umgang mit Metaphern in Beratungssituationen abzuleiten:

1. Unter erschwerten Bedingungen der Verständigung, wie sie für Beratungsgespräche wesentlich und typisch sind, sollten Metaphern daraufhin geprüft werden, inwieweit der bildspendende Bereich in der *geteilten* Alltagserfahrung des Beraters und des Klienten verankert ist (zum Beispiel werden Puzzle-Teile vom Spieler in der Regel nur zusammengesetzt, nicht hergestellt; die Teile stammen üblicherweise aus einem Spiel, nicht aus mehreren, usw.).

2. Im Fall mutmaßlicher oder manifester Verständigungsprobleme sollten auch die impliziten Komponenten der Metapher verständnissichernd explizit gemacht, nicht nur implizit ‚vor Augen geführt‘ werden: Unter welchem Gesichtspunkt bzw. unter welchen Gesichtspunkten ist der Sachverhalt im Herkunftsbereich mit dem des Zielbereichs vergleichbar, welche Analogien sind gemeint bzw. nicht gemeint? Welche Erkenntnisse über den Zielbereich sind auf der Basis dieser Analogien zu gewinnen? Welche Konsequenzen für das Handeln sind aus den Aspekten der Sachverhalte (im Herkunftsbereich, im Zielbereich) zu ziehen?

3. Metaphorische Modelle sollten auf ihre Reichweite hin überprüft werden, um einen raschen, irritierenden Wechsel der Modelle zu vermeiden: Welche Aspekte des Problems im Zielbereich werden durch eine bestimmte Metapher veranschaulicht? Lassen sich durch einen Ausbau der Metapher weitere relevante Aspekte erfassen? Stehen alternative Metaphern zur Verfügung? – So wird im weiteren Verlauf des beschriebenen Gesprächs die Metapher des Puzzles durch das Bild von Scheinwerfern ersetzt, die ein Phänomen aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Analog dazu sollen Ereignisse der Personalarbeit (z.B. ein Mitarbeitergespräch) im Licht der verschiedenen Abteilungen betrachtet werden, die auf dieser Basis ereignisbezogen aufeinander abzustimmen sind.

Auf diese Weise können die Dilemmata der Perspektivdivergenz zwar nicht aufgelöst, vielleicht aber graduell gemildert werden. Eine Voraussetzung bleibt, dass die Akteure – wie der Bürger in Molières Komödie – bereit sind, die eigene (sprachlich-kommunikative) Praxis nicht nur naiv zu vollziehen, sondern aus einer anderen Perspektive zu ‚beobachten‘, d.h. symbolisch zu unterscheiden und diskursiv verfügbar zu machen. Dann wird deutlich, dass die habituell gewählte nur eine von vielen denkbaren Optionen des Handelns darstellt, vielleicht die beste (unter den gegebenen Umständen), vielleicht aber auch eine, die zur Entstehung einer unbefriedigenden, als veränderungsbedürftig empfundenen Situation beiträgt. Im zweiten Fall wird der Akteur – mehr oder weniger erfolgreich – alles daran setzen, sein Handeln in Anpassung an ein verändertes Selbstbild zu verändern, und strategisch darauf hinarbeiten, seine Mitspieler mit den neuen Regeln des (Zusammen-)Spiels vertraut zu machen.

Wie auch immer dieser Versuch ausgeht: Am Anfang steht eine neue symbolische Unterscheidung, die das eigene Handeln reflexiv verfügbar macht.

Verfasser: Stephan Habscheid

Text und Bilder sind frei zum Wiederabdruck

Auswahl zusätzlich verfügbarer Bilder



Texte, Bilder und Zusatzmaterial

www.extrakte.uni-siegen.de

Kontakt:



Prof. Dr. Stephan Habscheid
Universität Siegen
Germanistik/ Angewandte Sprachwissenschaft
Telefon: XX49 (0)271 740 4571
Telefax: XX49 (0)271 740 3246
habscheid@germanistik.uni-siegen.de

Unbewusstes
diskursiv verfügbar
machen

Zur Rolle von Metaphern im Alltagsfranzösisch

Mit Illustrationen von Sabrina Tibourtine

Metaphern sind, wie mittlerweile allgemein anerkannt ist, kein Alleinbesitz der ‚schönen‘ Literatur. Vielmehr gehören sie zum Standard-Repertoire von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. In keinem Bereich menschlicher Kommunikation aber ist die Metapher präsenter und lebendiger als in der Alltagssprache.

Wenn z.B. ein bestimmter Teil eines Möbelstücks im Französischen als *pied (de table)* ‚Tischbein‘ bezeichnet wird oder ein Teil eines Behälters als *col (de bouteille)* ‚Flaschenhals‘, so wird niemand auf den Gedanken kommen, hier eine besondere poetische Ausdrucksabsicht des Sprechers zu vermuten. Wie der dänische Romanist Kristoffer Nyrop bereits im Jahre 1913 feststellte, ist „jede Sprache voller metaphorischer Ausdrücke ...; und da die Phantasie der Menschen immer aktiv ist, entstehen laufend neue Metaphern“.

Die ‚Alltäglichkeit‘ der Metapher in der Sprache macht letztendlich ihren Einsatz in den Medien, in bestimmten sozialen Situationen usw. erst möglich. Sie resultiert nicht aus einem wie auch immer beschaffenen Bedürfnis der Sprecher nach poetischen Bildern, sondern aus der Unzulänglichkeit der lexikalischen Ausdrucksmittel, welche den Bedürfnissen der Kommunikation nicht gerecht werden. Besonders reich an Metaphern sind, wie man schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts feststellte, das *français populaire*, also die Sprache der sozial niedrig positionierten städtischen Bevölkerung, sowie die unterschiedlichen *argots* (ursprünglich die Sprache der Kriminellen und Prostituierten; heute bezeichnet der Ausdruck jede Art von Gruppensprache). Die Sprachwissenschaft hat sich in ihrer Frühzeit allerdings schwer damit getan, die oft derben und anstößigen Metaphern dieser Sprachvarietäten zum Gegenstand der Betrachtung zu machen.

Wie Metaphern entstehen

Zunächst ein paar Beobachtungen zum Modus der Metaphernbildung. Bei diesem Prozess wird ein Wort von dem außersprachlichen Referenzobjekt, auf das es sich ursprünglich bezieht, auf ein anderes, das ‚eigentlich‘ nicht zu seinem Referenzbereich gehört, übertragen. Dies kann nur im Zusammenhang eines wie auch immer gearteten Kontextes erfolgen; eine Metapher ist deshalb nach Harald Weinrich „nie ein einzelnes Wort, sondern immer ein – wenn auch kleines – Stück Text“. Maßgeblich für das Zustandekommen der Metapher ist das Moment der Ähnlichkeit zwischen – modern gesprochen – dem ‚bildspendenden‘ und dem ‚bildempfangenden‘ Objekt (also z.B. von einem Teil des menschlichen Körpers – Fuß oder Hals – auf einen Teil eines leblosen Gegenstandes, etwa eines Tisches oder einer Flasche). Diese Definition ist – ebenso wie das oft angeführte Motiv des abgekürzten Vergleichs – letzten Endes jene der antiken Tropenlehre. Sie gilt im Grunde bis heute, auch wenn die moderne Semantik sich einer anderen (präziseren) Terminologie bedient (z.B. ist hier von ‚Similarität der Designate‘ oder ‚Gemeinsamkeit der Konzepte‘ die Rede). Der Prozess der Metaphernbildung ist wie jeder Vorgang semantischen Wandels grundsätzlich nicht denkbar ohne die Beteiligung der ‚Polysemie‘, also der Eigenschaft einzelner Zeichen, über mehrere Bedeutungen zu verfügen: Die neue Bedeutung ersetzt die alte nicht einfach; zumindest zeitweise müssen die alte und die neue Verwendungsweise nebeneinander existieren. Faktisch dürfte es sich in vielen Fällen sogar so verhalten, dass ein



bereits polysemes Signifikat (Zeicheninhalt) durch die Entwicklung neuer metaphorischer Bedeutungen weiter angereichert wird. Von anderen Vorgängen des Bedeutungswandels unterscheidet sich die metaphorische Veränderung dadurch, dass er wesensmäßig einen ‚sprunghaften‘ Vorgang darstellt. Wenn etwa z.B. die bereits erwähnten Substantive *pied* oder *col* statt auf Teile des menschlichen Körpers auf unbelebte Dinge bezogen werden, so sind irgendwelche Übergangsstufen zwischen der alten (‚eigentlichen‘) und der jeweiligen neuen (metaphorischen) Bedeutung nicht vorstellbar. Eine Metapher kann nur solange als ‚lebendig‘ angesehen werden, wie die Beziehung zwischen der ursprünglichen und der neuen Bedeutung von den Sprachbenutzern wahrgenommen wird. Bei den hier angeführten Verwendungen von *pied* oder *col* ist dies der Fall; bei Wörtern wie *tête* ‚Kopf‘ (von lat. *testa* ‚Krug, Schale, Scherbe‘), *flatter* ‚schmeicheln‘ (ursprünglich ‚liebkoosen‘), *grue* ‚Kran‘ (eigentlich ‚Kranich‘), *poutre* ‚Balken‘ (zuvor ‚Stute‘) oder *railler* ‚verspotten‘ (eigentlich aber die Bezeichnung für den Schrei des Esels) dagegen nicht mehr. ‚Tote‘ Metaphern sind in allen Sprachen in großer Zahl nachweisbar.

Ein Wort, viele Bedeutungen

Es verhält sich häufig so, dass bestimmte Wörter nicht nur eine, sondern gleich mehrere metaphorische Verwendungen ausbilden. So wird das Substantiv *œil*

‚Auge‘ außer auf das Sinnesorgan auch auf andere Dinge mit ähnlicher Form angewandt (*œil d’aiguille* ‚Nadelöhr‘, *œil d’une roue* ‚Radnabe‘, *œil du bouillon* ‚Fettauge‘). Ebenso wird ein Wort wie *racine* ‚Wurzel‘ gleich mehrfach in metaphorischer Bedeutung gebraucht: Man spricht von der *racine d’un mot*, der *racine d’un mal*, der *racine d’une quantité algébrique* usw.; und frz. *croissant* (eigentlich ‚Halbmond‘) benennt auch eine bestimmte Art von Befestigung, eine Reihe unterschiedlicher Werkzeuge und nicht zuletzt eine bestimmte Art von Gebäck. Seit Arsène Darmesteter bezeichnet man dieses Phänomen der Anhäufung metaphorischer Bedeutungen um einen Kern herum als *rayonnement métaphorique* (‚metaphorisches Ausstrahlen‘). Eine besonders wichtige Rolle scheint das *rayonnement* im bereits erwähnten *français populaire* und in den *argots* zu spielen. So wurde in den Schützengräben des 1. Weltkriegs z.B. das Substantiv *tank* (ursprünglich ‚Panzer‘) von den Soldaten auch in den Bedeutungen ‚cuisine roulante‘ (‚Gulaschkanone‘) und ‚voiture à viande‘ (‚Verpflegungswagen‘) verwendet. Außerhalb des militärischen Bereichs war *casseroles* ‚Topf‘ u.a. auch zur Bezeichnung des Automobils, der Lokomotive oder auch des menschlichen Kopfes im Gebrauch. Der deutsche Germanist Hans Sperber stellte bereits im Jahre 1923 fest, dass generell „affektbetonte Ausdrücke ihre ursprüngliche Verwendungssphäre durch Eindringen in fremde Bedeutungsgebiete erweitern“; er schlug für diese Erscheinung den Terminus *Expansion* vor und brachte sie (ganz im Geist seiner Zeit) in Verbindung

Metaphern und Emotionen. Bedeutungsübertragung nur bei gefühlsbetonten Ausdrücken?





,Kopf': viele Wörter
für einen Begriff.
boule: Kugel
poire: Birne
cerise: Kirsche

mit psychoanalytischen Theorien. Es ist sicherlich zutreffend, dass affektiv besetzte Wörter besonders stark zur metaphorischen Ausstrahlung tendieren. Zwingend für das Zustandekommen metaphorischer Verwendungen ist das Moment der Affektbetonung, wie die Wörter *œil*, *racine* und *croissant* zeigen, aber nicht.

Viele Worte, eine Bedeutung

Der Expansion entgegengesetzt ist das Phänomen der Attraktion. Hier nimmt nicht ein Wort unterschiedliche Bedeutungen an; vielmehr treten mehrere Wörter zur Benennung ein und desselben Begriffs ein. Vielfach handelt es sich hierbei ebenfalls um metaphorische Verwendungen. So gibt es, um ein schon klassisches Beispiel zu nennen, im *français populaire* eine ganze Reihe unterschiedlicher Bezeichnungen für den Kopf, die auf der äußeren Ähnlichkeit der benannten Objekte mit dem Körperteil beruhen und welche teilweise in ähnlicher Form auch aus dem Deutschen bekannt sind: *boule* (eigentlich ‚Kugel‘), *bouillotte* (‚Art Behälter‘), *cafetière* (‚Kaffeekanne‘), *caillou* (‚Kiesel‘), *citron* (‚Zitrone‘), *oeuf* (‚Ei‘), *poire* (‚Birne‘), *pêche* (‚Pfirsich‘), *cerise* (‚Kirsche‘) und andere.

Ein anderer, ebenfalls sehr bekannter Fall ist der der Bezeichnungen für das Geld. Hier treten im *français populaire* Wörter wie *beurre* (eigentlich ‚Butter‘), *graisse* (‚Fett‘) oder *huile* (‚Öl‘) ein. Die ‚eigentlich‘ benannten Substanzen sind mit dem Geld dadurch verbunden, dass sie, wiederum metaphorisch ausgedrückt, eine ‚ölende‘ oder – wenn man so will – ‚schmierende‘ Wirkung besitzen.

Von ‚intuitiv verständlich‘ bis ‚verschlüsselt‘: Ausdifferenzierung von Alltagsmetaphern

Bei einer dritten semantischen Wandlungserscheinung, dem sog. *enchaînement* (‚Verkettung‘), wird eine ‚uneigentliche‘ Verwendung eines Wortes zum Ausgangspunkt eines weiteren Bedeutungswandels. Es kann sich bei dem uneigentlichen Wortgebrauch, der als Ausgangspunkt der Veränderung dient, um eine Metapher handeln; dies ist aber nicht zwingend der Fall. So nimmt etwa das französische Substantiv *mouchoir* im ausgehenden 19. Jahrhundert zusätzlich zu seiner primären Bedeutung ‚Taschentuch‘ schrittweise zwei weitere Bedeutungen an (zuerst ‚Halstuch‘, dann ‚Segel‘ – als tertium comparationis fungiert hier wohl die damals dreieckige Form). Immerhin sind die erste und die dritte der genannten Bedeutungen sich noch einigermaßen ähnlich. Die chronologische Reihenfolge der Belege spricht zwar eine deutliche Sprache; es wäre prinzipiell aber auch denkbar, die Bedeutung ‚Segel‘ direkt von der Bedeutung ‚Taschentuch‘ abzuleiten.

‚Expansion‘,
‚Attraktion‘ und
‚Verkettung‘:
Drei verschiedene
Erscheinungs- und
Entstehungsweisen
von Metaphern

In anderen Fällen des *enchaînement* ist diese Nachvollziehbarkeit jedoch nicht gegeben. Aufschlussreich ist hier das bereits erwähnte Beispiel der metaphorischen Bezeichnungen für den Kopf im *français populaire*. Von den Wörtern, die hier Verwendung finden und als Metaphern unmittelbar verständlich sind, entstammen viele dem Bereich der Botanik (*poire*, *pêche*, *citron*). Offensichtlich hat der metaphorische Wandel hier zuerst das relativ häufig vorkommende

Substantiv *poire* erfasst; die bedeutungsähnlichen Substantive *pêche* und *citron* sind dem Wort dann auf diesem Weg gefolgt. Während jedoch *pêche* und *citron* in der Bedeutung ‚Kopf‘ noch als Metaphern interpretiert werden können, ist dies bei Bezeichnungen wie *fraise* (eigentlich ‚Erdbeere‘) oder *cassis* (‚Johannisbeere‘) nicht mehr der Fall. Das Moment der Ähnlichkeit mit dem ‚Kopf‘ ist hier nur eingeschränkt gegeben; der Gebrauch der Wörter in dieser Bedeutung bliebe unverständlich, wenn nicht auch andere, anschaulichere Fruchtbezeichnungen wie *poire* oder *pêche* in diesem Sinne vorkämen. Die – wie auch immer geartete – *clarté intuitive* (‚intuitive Klarheit‘), die ein konstitutives Moment der Metapher darstellt, ist hier nicht mehr gegeben.

Ähnlich verhält es sich bei der Bedeutungsentwicklung von frz. *bateau*. Das Wort bedeutet ursprünglich ‚Schiff‘; im *français populaire* wird es dann scherzhaft auch zur Benennung des Schuhs verwendet. Während diese neue Bedeutung bei *bateau* als spontane Metapher verstanden werden kann, ist dies bei der analogen Entwicklung von *péniche* (ursprünglich ‚Schleppkahn‘) und *transat* (‚Ozeandampfer‘), die beide ebenfalls die Bedeutung ‚Schuh‘ annehmen, nicht mehr der Fall. Statt auf die spontan verständliche Metaphorik ist der Gebrauch dieser Wörter in den Bedeutungen ‚Kopf‘ bzw. ‚Schuh‘ auf die Vorbildwirkung jener Wörter zurück zu führen, die dem jeweils selben Sinnbezirk angehören. Erweitert das eine Wort (hier dürfte das *poire* gewesen sein) durch Entwicklung einer neuen, metaphorischen Bedeutung sein Bedeutungsprofil, so folgen die benachbarten (Teil-)Synonyme (z.B. *fraise*, *cassis*) ihm darin nach – auch wenn bei ihnen möglicherweise kein metaphorischer Effekt mehr gegeben ist.

Man hat diese Erscheinung deshalb – etwas ungenau – *dérivation synonymique* (‚Synonymenableitung‘) genannt. Spontan verständlich sind derartige Verwendungsweisen nicht mehr. Gerade dies ist im Falle des *argot* (der ursprünglich ja eine Geheimsprache darstellt) aber so gewünscht: Die Bedeutungen sollen nur denjenigen zugänglich sein, die den ‚Schlüssel der Serie‘ besitzen.

Dechiffrierung nur über den ‚Schlüssel der Serie‘ möglich

Die ‚Geheimsprache‘ der Banlieues

Funktionsweise und Domänen der Metapher im Französischen wurden von linguistischer Seite bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eingehend beschrieben; viele der hier angeführten Beispiele sind Werken aus jener Zeit entnommen. Dass die Metapher jedoch auch in der heutigen Sprache ein wichtiges Element der Alltagskommunikation darstellt, soll abschließend unter Bezugnahme auf einen sprachlichen Bereich demonstriert werden, der ebenso komplex wie interessant ist. Es handelt sich um die ‚tchatche de banlieue‘, also die Ausdrucksweise, die in den Randgebieten der französischen Großstädte vor allem unter den Jugendlichen verbreitet ist. Die *tchatche* (das Wort bzw. das zugrunde liegende Verb *tchatcher* kommt von spanisch *chacharear* ‚plaudern, schwatzen‘) basiert teilweise auf dem alten *argot du milieu* (der Kriminellensprache); sie hat sich aber diesem gegenüber beträchtlich weiterentwickelt. Mittlerweile verfügt sie über einen eigenständigen Wortschatz und eine ebenso eigene Grammatik; für Außenstehende ist dieser Soziolekt im besten Fall noch teilweise verständlich. Dies liegt aber durchaus in der Intention der Sprecher; als Sprache einer gesellschaftlich nur teilweise

Die ‚tchatche‘ – eine Weiterentwicklung der Kriminellensprache, dem *argot du milieu*



integrierten Bevölkerungsgruppe ist die *tchatte* auf Abgrenzung und Geheimhaltung hin orientiert. Besonders auffällig sind zum einen die zahlreichen Entlehnungen aus den Migrantensprachen, vor allem aus dem Arabischen (*arhnouch* ‚Polizist‘; *béflan* ‚prahlen, schön tun‘; *hala* ‚Fest‘; *haram* ‚Sünde‘; *maboul* ‚verrückt‘; *toubab* ‚Mann weißer Hautfarbe‘) und aus der Zigeunersprache (*chavrav* ‚arbeiten‘; *gadjo* ‚Junge, Mann‘; *marav* ‚schlagen, töten‘; *minche* ‚Freundin, Frau‘; alle Beispiele aus Goudaillier 2001). Zum anderen wirkt der *verlan*, d.h. die Bildung neuer Wörter durch Vertauschung von Elementen des zugrunde liegenden ‚normfranzösischen‘ Wortes, befremdlich auf den an das Normfranzösische gewöhnten Betrachter. Die Veränderung kann in einem Wechsel der Silbenabfolge bestehen (*delbor* ‚Bordell‘; *goleri* ‚lachen‘, von *rigoler*; *libreca* ‚Schusswaffe‘, von *calibre*; *lopsa* ‚Schlampe‘, von *salope*; *laisser béton* ‚fallen lassen, bleiben lassen‘, von *laisser tomber*) oder aber (bei einsilbigen Wörtern) in einem Austausch der Laute des Wortes, der immer mit einer Veränderung des Vokals einhergeht (*greune* ‚Schwarzer‘, von *nègre*; *iench* ‚Hund‘, von *chien*; *keum* ‚Mann‘, von *mec*; *meuf* ‚Frau‘, von *femme*; *oinj* ‚Joint‘).

‚Verrückt sein‘ heißt ‚von der Felge abgesprungen‘

Für die hier behandelte Thematik ist interessant, dass in der *tchatte de banlieue* zahlreiche Metaphern auftreten, die in dieser Form im Normfranzösischen nicht vorkommen. Hier einige Beispiele: *airbags* ‚Brüste der Frau‘, *bombe* ‚hübsches Mädchen‘, *caisse* ‚Auto‘ (eigentlich ‚Kiste‘); *déjanté* ‚verrückt‘ (im wörtlichen Sinne ‚von der Felge abgesprungen‘, bezogen auf den Reifen), *fromage blanc* ‚Franzose weißer Hautfarbe‘ (im Normfranzösischen ‚Quark‘), *gratteur* ‚aufdringlicher Mensch, Schnorrer‘ (eigentlich ‚jemand, der kratzt‘); *rouiller* ‚nichts zu tun haben, arbeitslos sein‘ (Normfranzösisch ‚rosten‘); *taxer* ‚bestehlen‘ (eigentlich ‚besteuern‘). Eine besonders anschauliche Metapher ist *bounty* ‚Schwarzer, der das Verhalten der Weißen nachahmt‘.

Ebenso wie im *argot* sind auch in der *tchatte de banlieue* die Erscheinungen der Expansion (des Ausstrahlens bestimmter Wörter auf andere Sinnbezirke) und der Attraktion nachzuweisen. Was die Expansion angeht, so ist sie z.B. gegeben bei dem Verb *gazer*. Das Wort ist auch im Normfranzösischen polysem; es bedeutet ‚mit Gas abflämmen‘ und ‚vergasen‘ (*Petit Robert*). In der *tchatte* ist seine Bedeutungsvielfalt jedoch sehr viel ausgeprägter. Die wichtigste Bedeutung von *gazer* in der *tchatte* ist ‚prahlen, schön tun‘; ein Bezug zu den Inhalten des normfranzösischen Wortes ist hier nicht erkennbar. Weitere Bedeutungen sind ‚verspotten, verhöhnen‘ (dies könnte als metaphorische Verwendung des normfranzösischen Wortes eingestuft werden), ‚rennen, sich beeilen‘, ‚stinken, schlecht riechen‘ und ‚(mit einer Sprayflasche) besprühen‘ (Goudaillier). Das Bedeutungsbild hebt sich so stark von dem des Normfranzösischen ab, dass die Frage aufkommen muss, ob es sich überhaupt um dasselbe Verb handelt. Möglicherweise haben sich in



Im Soziolekt der Banlieue werden Wörter u.a. durch Tausch der Laute gebildet.
Aus *femme* ‚Frau‘ wird so *meuf*

der *tchatte de banlieue* zwei gleich klingende, aber dennoch unterschiedliche Wörter miteinander vermengt. Die Bedeutungsvielfalt des Verbs in der Sprache der Jugendlichen ist jedenfalls groß. Bemerkenswert ist, dass *gazer* in der Primärbedeutung ‚prahlen‘ nicht als affektiv sonderlich stark gekennzeichnetes Wort gelten kann. Die Expansion ist offensichtlich nicht auf den emotional geprägten Teil des Wortschatzes begrenzt.

42 unterschiedliche Ausdrücke für Frau

Auffälliger als die Expansion ist in der *tchatte* das oben schon angesprochene Phänomen der Attraktion, also der Anhäufung unterschiedlicher Bezeichnungen für ein und denselben Sachverhalt. So listet Goudaillier insgesamt 42 unterschiedliche Ausdrücke zur Benennung der Frau auf. Viele davon sind metaphorischer Art: Goudaillier nennt hier (ich nenne nur wertneutrale Wörter, ohne die zahlreichen Bezeichnungen für die Prostituierte) u.a. *belette* (eigentlich ‚Wiesel‘), *caille* (‚Wachtel‘), *gazelle* (‚Gazelle‘), *rate* (‚weibliche Ratte‘ [!]), *souris* (‚Maus‘) und *taupe* (‚Maulwurf‘). Eine besonders hübsche Frau wird *bombe* genannt; daneben gibt es Bezeichnungen wie *beubon* (*verlan*-Form von *bombe*), *bombax*, *canon* (eigentlich ‚Kanone‘). Eine inhaltliche Intensivierung von *bombe* ist *bombe atomique*. Dieser Ausdruck kann in Anspielung auf das durch Atomtests verseuchte Atoll im Pazifik nochmals gesteigert werden zu *Mururoa*. Es liegt also ein Fall von *dérivation synonymique* vor. Gleichzeitig ist hiermit aber auch die Grenze der spontanen Verständlichkeit und damit der Metaphorik überschritten – bei dem Wort *Mururoa* erschließt sich die Bedeutung ‚hübsche Frau‘ nur dem Hörer, der auch den zugrunde liegenden Ausdruck *bombe atomique* kennt. Gerade dies ist jedoch auch

‚Hübsche Frau‘:
bombe,
Steigerung:
bombe atomique,
Steigerung:
Mururoa

beabsichtigt: Die Jugendlichen, die überwiegend die Sprecher der *tchatche* darstellen, sind gar nicht daran interessiert, dass die Erwachsenen sie verstehen; der Gebrauch eines für Außenstehende unverständlichen Vokabulars trägt zur Stiftung von Gruppenidentität und zur Abgrenzung nach außen bei.

Die *tchatche* ist gewiss nicht repräsentativ für die Jugendsprache im Allgemeinen. Erscheinungen wie etwa das *verlan* (das wahrscheinlich am stärksten zur Verfremdung beiträgt) sind in der Sprache der Jugendlichen außerhalb des französischen Sprachraums unbekannt. Was die französische *tchatche* auszeichnet, sind der hohe Grad an Bewusstheit und der spielerische Umgang mit der Sprache, bei dem auch ungewöhnliche Techniken eingesetzt werden. Hierzu gehört auch die extensive Verwendung von metaphorischen Ausdrücken. Dieser ist auch im Jargon der Jugendlichen außerhalb Frankreichs nachweisbar; er ist zudem in allen Kulturräumen ein Element der Alltagskommunikation der Erwachsenen, und zwar unabhängig von Alter und Bildungsniveau. Die Jugendlichen sind sich im Allgemeinen der Tatsache bewusst, dass die von ihnen verwendeten Ausdrücke von der 'üblichen' Verwendungsweise der Wörter abweichen. Es wäre zu wünschen, dass auch im deutschen Sprachraum das Bewusstsein von der Wichtigkeit der Metaphorik auch in anderen Bereichen der Sprachverwendung zunähme.

Verfasser: Franz-Josef Klein

Die Bilder sind im Zusammenhang mit diesem Artikel frei zum Wiederabdruck; Text frei zum Wiederabdruck.

Text und Bilder:

www.extrakte.uni-siegen.de

Kontakt:



Prof. Dr. Franz-Josef Klein
Universität Siegen, Romanistik
Telefon: XX49 (0)271 740 4158
Telefax: XX49 (0)271 740 4131
klein@romanistik.uni-siegen.de

Literatur

Goudaillier, Jean-Pierre: *Comment tu tchatches!* Dictionnaire du français contemporain des cités. Paris 2001

Nyrop, Christopher: *Grammaire historique de la langue française*. Vol. IV : Sémantique. Quatrième édition revue. Genève 1979 [Erstauflage 1913]

Darmesteter, Arsène: *La vie des mots étudiée dans leurs significations*. Dix-septième édition. Paris 1928

Sperber, Hans: *Einführung in die Bedeutungslehre*. Bonn/ Leipzig 1923



Datendarsteller

Wie Metaphern Wissen modellieren

Palast und Schatzkammer, Theater und Tableau – wenn es darum geht, die Fülle des verfügbaren Wissens vorstellig zu machen, greift der Mensch zu Metaphern. Dies ist heute nötiger denn je, da die Orte, an denen wir Wissen aufbewahren, die Computerspeicher, keinen Bezug mehr zur gegenständlichen Welt haben. Wir müssen und wir können Metaphern frei erfinden, um die unsichtbaren elektronischen Daten darzustellen. Erstaunlicherweise sind es nicht die modernen Visualisierungsfomen des Netzes oder des navigierbaren Raums, die sich auf unseren Monitoren bislang durchsetzten, sondern die hausbackenen des Schreibtischs und des Aktenordners. Wo bleibt das Interface der Zukunft?

Wer sich metaphorisch ausdrückt, so dünkt es manch ‚ordentlichem‘ Professor, mag Anerkennung als Poet oder Populärwissenschaftler finden, aber in Fachdiskursen macht er sich verdächtig. Bilder aus ihrer angestammten Bedeutungssphäre zu nehmen und zur Erläuterung fremder Sachverhalte woanders hinzutragen (*metà pherein*), verletzt Disziplinargrenzen und schadet der begrifflichen Präzision. Doch halt – was sagten wir da gerade? ‚Begriffliche Präzision‘: das ist ja selbst eine Metapher! Der philosophische Begriff des Begriffs ist vom Bild einer (be-)greifenden Hand abgeleitet; und was Präzision ist, haben wir vom Bild eines Stocks, der zum Zweck der Zuspitzung ‚vorn beschnitten‘ (*prae-cisus*) ist. Selbst dann also, wenn wir ein Metaphernverbot verhängen wollten, müssten wir uns metaphorisch ausdrücken. Derlei Selbstwidersprüche begegnen uns im Wissenschaftsdiskurs auf Schritt und Tritt. Wir geraten nur deshalb nicht ins Stolpern dabei, weil wir uns an die Bilder, die zu Begriffen wurden, so sehr gewöhnt haben, dass wir sie nicht mehr als solche wahrnehmen, vergleichbar, so

Nietzsche, abgeschliffenen Münzen, deren Bildseite durch den häufigen Gebrauch unkenntlich wurde. Was für Wörter und Sätze gilt, gilt auch für das Wissen im Ganzen. Wir könnten es weder präsentieren noch rezipieren, ohne Metaphern in Anspruch zu nehmen. Welche Metaphern dabei jeweils zum Einsatz kommen und insbesondere, welche sich durchsetzen, hängt vom medialen und kulturellen Umfeld ab.

Eine Leitmetapher der Wissensverarbeitung war bis vor rund zwei Jahrzehnten das aus der Computertechnik entlehnte Modell von Speicherung und Wiedergewinnung, *Storage and Retrieval*. Als das elektronische Arbeitsgerät in den Alltag von Wissenschaftlern einzudringen begann, veränderte es nicht nur ihre Untersuchungsverfahren, sondern prägte auch ihre Weltbilder. Das menschliche Gedächtnis etwa wurde von Kognitionspsychologen und Neurophysiologen, schließlich auch von Kulturwissenschaftlern ganz im Sinne der Speichermetapher beschrieben: als Behältnis, in das wir Objekte (Gedanken, Erlebnisse, Überlieferungen) einlagern und auf Abruf unverändert wieder herausholen. Wie wir heute wissen – und früher auch schon wussten –, ist dieses Gedächtnismodell grundfalsch. Erinnerungen sind keine Repräsentanzen, die wir dem Gehirn oder der Tradition wie Computerdaten entnehmen, sondern *Performanzen*, buchstäblich Re-Konstruktionen synaptischer Schaltprozesse, deren Assoziationsverläufe je nach aktueller psychischer Verfassung variieren, vergleichbar einem Theaterstück, das immer wieder neu inszeniert wird. Diese Einsicht konnte sich erst im Zuge eines Metaphernwandels durchsetzen: vom Speicher zur Schaubühne. Interessanterweise hat diese performative Wende auf die Computersphäre selbst zurückgewirkt. Mit ihrem Buch *Computers as Theatre* begründete Brenda Laurel 1990 eine Neuorientierung

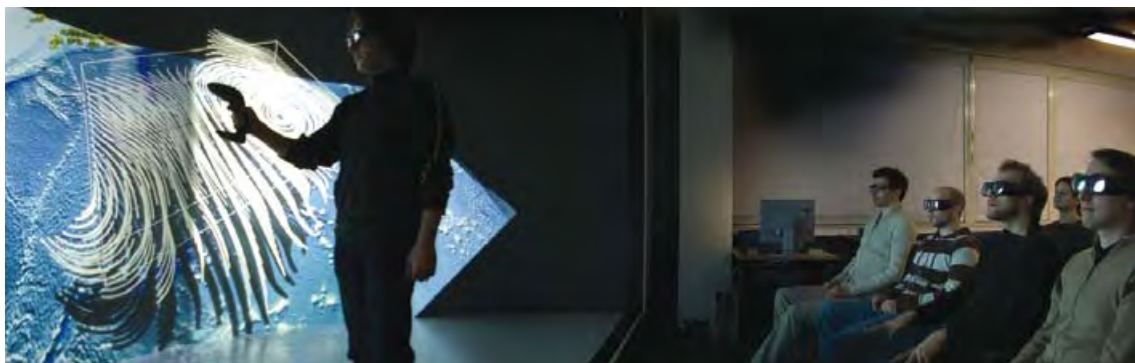
Daten werden zu Gesichtern: ‚The Living Web‘, eine CAVE-basierte interaktive und immersive Installation von Christa Sommerer, Laurent Mignonneau und Roberto Lopez-Gulliver, ANIMAX Theater, Bonn 2002

Leitmetaphern der Wissensverarbeitung

im Userinterface-Design. Trotz mancher Ansätze, die Nutzeroberflächen der Theatermetapher anzunähern, hat diese sich aber bisher nicht zu einem neuen Leitbild der digitalen Datenpräsentation entwickelt. Andere Metaphern machen ihr Konkurrenz. Denn es gehört zu den Eigentümlichkeiten der ‚Universalmaschine‘, wie der Computerpionier Alan Turing sie nannte, dass sie alle möglichen Darstellungsformen simulieren kann und damit dem Begriff der ‚In-Formation‘ seine buchstäbliche Bedeutung zurückgibt. Während die Wissensquellen in der prädigitalen Welt als das Erschienen, was sie materialiter waren – Bücher, Zettelkästen, Fotokisten, Schallplatten –, sind es in der Ära elektronischer Datenverarbeitung amorphe Codes, mit denen wir nichts anzufangen wüssten, wenn wir ihnen nicht eine anschauliche Form verleihen würden. Und da die Erscheinungsweise der verschiedenen Datentypen nun von ihrer Trägersubstanz entbunden ist, sind die Monitore auf unseren Schreibtischen zu Tummelplätzen für Metaphern aller Art geworden.

Die Desktop-Metapher: Konkurrenz- und alternativlos?

Bahnbrechend war die Desktop-Metapher. Sie revolutionierte 1984 mit dem *Apple Macintosh* und später mit *Microsoft Windows* die Computerwelt und ist uns mittlerweile derart habituell geworden, dass nur noch wenige ihre Vorläufer-Metapher, die Befehlszeile, überhaupt kennen. Obschon das Interface aus ‚Schreibtisch‘, ‚Ordern‘, ‚Fenstern‘, ‚Papierkorb‘ etc. reine Simulation ist, die oft genug zu Bildbrüchen mit den tatsächlichen Arbeitsvorgängen führt, hält es sich schon bemerkenswert lange auf unseren PC-Screens. Andere Metaphern der Datenvisualisierung, die auf Anhieb stimmiger und attraktiver wirken, konnten ihr den Rang des Quasi-Standards bislang nicht streitig machen. Da gab es zum Beispiel Ende der achtziger Jahre sogenannte Outline-Programme zur Textverarbeitung, enthusiastisch auch ‚Ideenprozessoren‘ genannt. Im Grunde handelte es sich um eine Weiterführung der Desktop-Metapher, die dem Schreibtisch ein Schubladensystem für einzelne Textpartien hinzufügte. Was man damit machen konnte, entsprach ziemlich genau der Arbeitsweise, die schon Goethe bei seiner Arbeit an *Faust II* praktizierte: „Die Teile sind in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinander gelegt. Nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Teile weiter auszuführen und das ganze früher oder später zusammenzustellen.“



Arbeiten in
‚Platons Höhle‘?
VR-Labor der
Universität Siegen,
Institut für
Computergraphik
und Multimediasysteme



Die also von höchster Stelle abgesegnete Schreibtechnik konnte sich in ihrer digitalen Variante nicht etablieren. Heute versteckt sich die Funktion im *Word*-Menü ‚Ansicht‘ als ‚Gliederung‘, was ihrem Leistungspotenzial nicht gerecht wird, von dem aber die meisten User vermutlich gar nichts wissen.

Geradezu Kult, aber ebenso kurzlebig, war die Karteikartenmetapher, die Bill Atkinson unter dem Namen *HyperCard* 1987 für *Apple* umsetzte. Der Vorteil gegenüber Outline-Programmen war die handlichere, haptisch vertrautere Form des Stapels (‚Stacks‘) von Text- und Bildkarten. Eine genial einfache Programmiersprache, die an PidginEnglish erinnerte, gestattete es dem User zudem, seine Stacks nach Belieben zu organisieren. Nach fünf Jahren verschwand *HyperCard*, das auch schon einen *Windows*-Nachahmer unter dem Namen *Toolbook* gefunden hatte, spurlos von den Desktops, was von manchen Fans heute noch betrauert wird.

‚Landkarten‘ des Wissens

Mitte der neunzehnhundertneunziger Jahre kam die Metapher des Fliegens in Mode: 3-D-Browser wie etwa Apples *XSpace* konnten Websites oder auch Dateien auf der eigenen Festplatte wie Galaxien im Weltraum abbilden, die nach und nach ihre planetarische Binnenstruktur auffächerten, je näher man an sie ‚heranflog‘. Die Idee, von Science-Fiction-Autor William Gibson unter dem Neologismus ‚Cyberspace‘ literarisch vorbereitet, begleitet zwar

Besonders im
Cyberspace sind
wir auf Metaphern
angewiesen. Sie
wandeln abstrakte
Daten in begreif-
bares Wissen

heute noch unsere Vorstellungen vom Internet als ‚Dokuversum‘. Aber Datenpiloten, die auf den Flugbahnen des eigens geschaffenen Sprachstandards, der *Virtual Reality Modelling Language* (VRML) die Dokumentensuche im Flug erledigen mochten, fanden sich wenige.

Die Zurückhaltung allerdings betrifft weniger die Technik der Flugsimulation als ihre metaphorische Übertragung auf Datenstrukturen. Wie der Erfolg von *GoogleEarth* beweist, finden Luftreisen am Terminal großen Zuspruch, sofern sie sich auf geographische Maßverhältnisse beziehen. Dieser Befund gilt für alle *Mapping*-Verfahren, d.h. der Datenvisualisierung im Sinne der Landkartenmetaphorik. Obwohl es zweifellos sehr aufschlussreich sein kann, wenn wir die Beziehungen zwischen Begriffen oder Dokumenten als räumliche Relationen angezeigt bekommen, trauen wir der Sache nicht so ganz, wenn der Landvermesser ein Computerprogramm ist. Das Mißtrauen ist berechtigt. Denn um solche ‚semantischen Netze‘ zu knüpfen, müssen Computer Sprache verstehen. Und das ist eine unerschöpfliche Aufgabe, da sich Bedeutungen mit jeder Sprechsituation verschieben. Unter dem Stichwort *Web 3.0* wird es dennoch versucht, gelingt aber bisher allenfalls in sehr überschaubaren, klar definierten Begriffsklustern. Ein schon vor zehn Jahren allzu kühn gestarteter Versuch der Suchmaschine *Yahoo*, Ergebnisse normaler Internetanfragen zu kartographieren, wurde ob der Lächerlichkeit der Darbietungen bald wieder eingestellt.

Orientierung im Dickicht der Daten: Leistungsfähige Metapher gesucht

Es ließen sich Dutzende weiterer Metaphern anführen, mit denen Entwickler versuchen, Daten in Form zu bringen, auf dass wir Wissen daraus gewinnen mögen. Für sie alle gilt, dass sie trotz vielfach hoher Plausibilität nur partielle und meist rasch vorübergehende Akzeptanz finden. Diese schwankenden Gestalten teilen das Schicksal der Informationsfluten im Internet: Websites kommen und verkommen, und wer gestern noch mit einer bestimmten Recherche Erfolg hatte, muss vielleicht heute schon erfahren, dass Heraklit

auch in der Welt der digitalen Datenströme Recht behält: Wir steigen nicht zweimal in denselben Fluss. Selbst diese Weisheit hat schon ihre metaphorische Umsetzung am Computerscreen gefunden: Monika Fleischmann und Wolfgang Strauss vom Fraunhofer-Institut IAIS, die seit diesem Sommersemester an der Universität Siegen im neugegründeten Studiengang *HCI (Human-Computer-Interaction)* unterrichten, schufen einen Browser namens *Mediaflow*. Der User sieht Text- und Bildelemente aus einer Datenbank zur Netztheorie und -kunst wie Treibgut vorbeiziehen und kann mittels Pointer einzelnes davon ‚herausfischen‘, um Detailinformationen, eingebettet in ein semantisches Netz von Bezügen zu anderen Inhalten der Datenbank, abzurufen. Das macht Sinn.

Performative Wende

Wenn es in Zukunft überhaupt eine Metapher der Wissensdarstellung geben sollte, die sich so eindringlich etablieren kann wie heute die Desktop-Metapher, wird sie dieser fluktuierenden Charakteristik digitaler Daten gerecht werden und zugleich doch einen Orientierungsrahmen bieten müssen, der den Denkakten des Informationssuchenden Anhaltspunkte gibt. Angesichts der Vielfalt

Screenshot der Knowledge Management-Software ‚Deepa-Mehta‘. Anders als beim ‚Desktop‘ zeigt das Interface, ähnlich den sog. ‚Mind‘- oder ‚Concept‘-Maps, die semantischen Beziehungen zwischen unterschiedlichen Informationsquellen

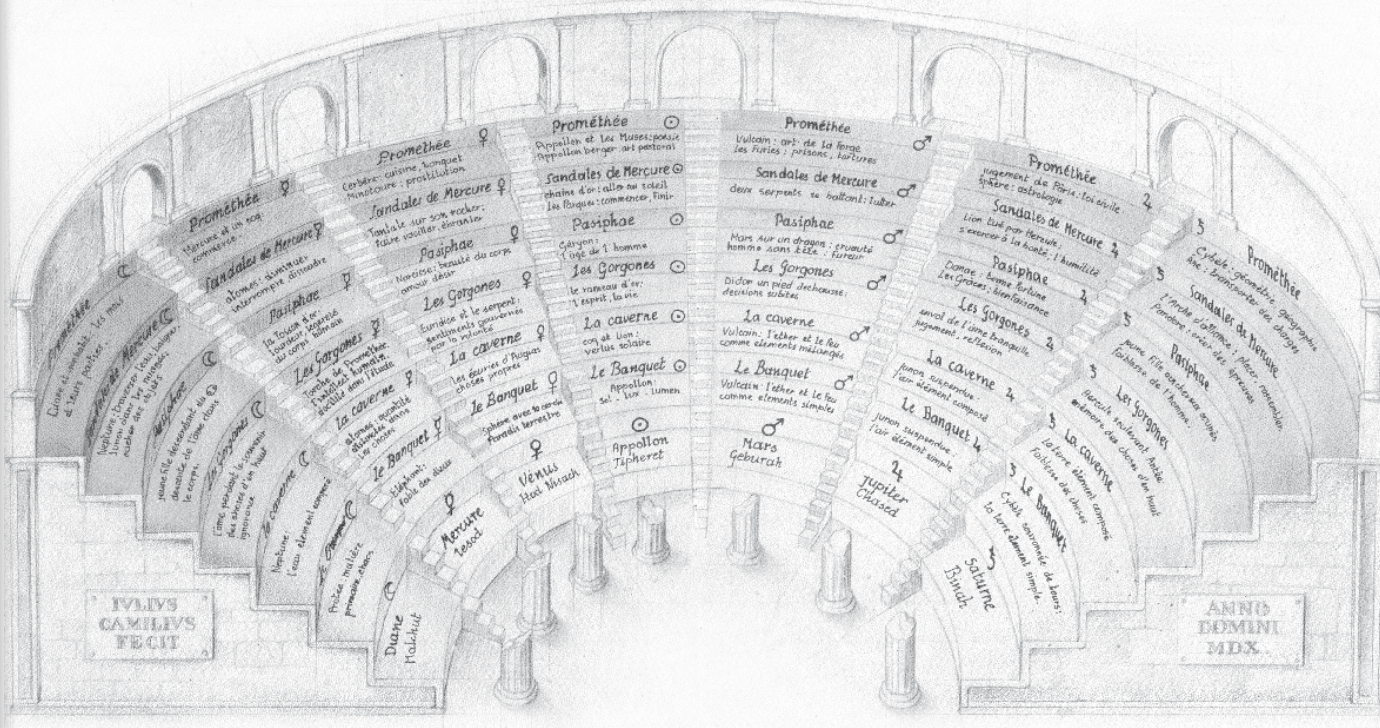


von Datenrepräsentationsmodellen und Wissensarchitekturen, die heute in zahllosen Forschungseinrichtungen und Softwarefirmen entstehen, ist es durchaus möglich, dass diese Metapher der Zukunft bereits irgendwo realisiert ist, ohne dass ihr Leitbildcharakter schon erkannt wäre. Schließlich hatten auch die Erfinder des Computer-Desktops, Lawrence Tesler und sein Team von *Xerox PARC*, deren Potenzial nicht erkannt. Erst Steve Jobs, der dem Labor einen Besuch machte, holte das revolutionäre Interface aus der Versenkung und machte es zum Welterfolg.

Möglich ist auch, ja sogar wahrscheinlich, dass es sich um jene Metapher handelt, die in den Wissenschaften heute auf breiter Front das Modell von *Storage and Retrieval* zugunsten einer ‚performativen Wende‘ abgelöst hat: die Metapher der Theaterbühne.

Bild links: Browser ‚Mediaflow‘; Texte und Bilder, die wie Treibgut am Nutzer vorbeiziehen. Installation von Monika Fleischmann und Wolfgang Strauß im ZKM Karlsruhe 2006





Denn sie erfüllt geradezu idealtypisch jene doppelte Forderung nach wechselnden Szenarien einerseits und konstantem Orientierungsrahmen andererseits. Sie ist auch bereits in unseren Sprachgebrauch eingewandert, wo wir etwa von ‚Internet-Auftritten‘ und ‚Informations-Inszenierungen‘ sprechen.

Wissen gestalten statt verwalten. Aus dem ‚Schatzhaus‘ ins ‚Theater‘

Damit nicht genug. Was die Theatermetapher im Bereich der Datenpräsentation zu leisten vermag, so dass man sich einen vergleichbaren Durchbruch wünschen möchte, wie ihn Steve Jobs der Desktop-Metapher verlieh, wird erst recht deutlich, wenn wir ihre Geschichte betrachten. Denn sie war schon einmal angetreten, um ein herrschendes, zur Konvention erstarrtes Modell der Wissensdarstellung zu überwinden. Das ist ein halbes Jahrtausend her, und doch in vielerlei Hinsicht mit der heutigen Anforderungssituation

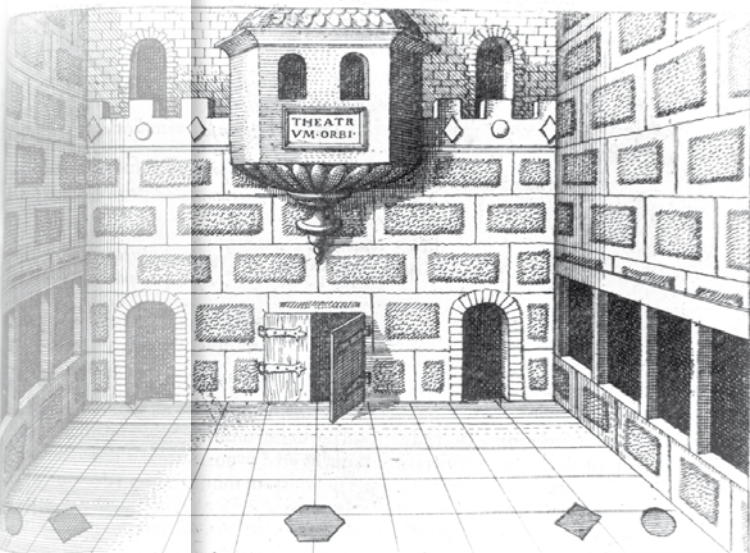
vergleichbar, so dass wir aus der Vergangenheit lernen können. Der Buchdruck war gerade erst eingeführt und rief mit seiner ungeheuer beschleunigten Wissensvermehrung ähnliche Irritationen hervor wie heute das Internet. Die bislang dominierende Metapher der Wissensorganisation war der *Thesaurus*, das Schatzhaus. Schon die antiken Rhetoriklehrer propagierten sie, denn sie wussten, dass es das beste Mittel ist, einen Vortrag zu memorieren, wenn man seine einzelnen Punkte in den Räumen eines imaginierten Gebäudes unterbringt, so dass man während der Rede nur die Räume nacheinander im Geiste aufsuchen muss, um den Gedankengang präsent zu haben. Dieses Speichermodell blieb für die überwiegend oral geprägten Kulturen bis zum späten Mittelalter, die es mit einem fixierten, kanonisierten Wissen zu tun hatten, durchaus angemessen. Doch in dem Maße, wie die Vorstellung eines Schatzhauses von der Datenfülle des in Büchern verbreiteten Erfahrungswissens gesprengt wurde, kam jene andere, beweglichere Metapher in Umlauf. Nahezu jedes enzyklopädische Werk des 16. bis 18. Jahrhunderts trug – gleich, ob es nun von Maschinen, Pflanzen, Kunstgegenständen oder menschlichen Sitten handelte – im Titel das Wort *Theatrum*. Und am Anfang dieser performativen Wende stand eine besonders markante Bühne des Wissens: das Gedächtnistheater des Guilio Camillo (1480–1544).

Selbstbesinnung statt unreflektierter Wissensakkumulation: Gedächtnistheater des Guilio Camillo (1480–1544)

Bühne des Wissens: Das Gedächtnistheater

Camillo begnügte sich nicht damit, die Theatermetapher im literarisch-übertragenen Sinn zu verwenden wie seine Zeitgenossen. Er nahm sie beim Wort und baute ein wirkliches Theater – eine etwa zimmergroße Holzkonstruktion, architektonisch dem Vitruvianischen Theater mit seinen halbkreisförmigen Zuschauerrängen nachempfunden. Darin, so lautete Camillos unbescheidener Anspruch, könne er das gesamte Weltwissen repräsentieren. Wie konnte er so etwas

Bild links:
Das 'Theatrum Orbis' aus der Kosmologie des neuplatonischen Philosophen Robert Fludd (1574–1637). Der Nutzer sollte mittels seiner Imagination darin „Wörter und Sätze wie Schauspieler“ auftreten lassen



behaupten? Schon die bescheidenste Gelehrtenbibliothek hätte ja seine Holzkonstruktion gesprengt. Um Camillos Konzept zu verstehen – niedergeschrieben in seinem posthum veröffentlichten Traktat *L'Idea del Teatro* – müssen wir uns die Radikalität seines Metaphernwechsels vor Augen führen: Das Gedächtnistheater war kein Wissensspeicher, sondern Bühne aller denkbaren Aufführungen von Wissen. Die Besucher saßen dabei nicht auf den Zuschauerrängen, sondern standen auf der Bühne. Denn sie selbst, genauer: ihre Reflexionen und Imaginationen waren die Akteure des Schauspiels. Die Inspirationen hierfür empfingen sie von einem komplexen System allegorischer Bilder, die auf den Zuschauerrängen platziert waren. Die Aufteilung der Ränge entsprach der zeitgenössischen Kosmologie. Mit ihren sieben Stufen repräsentierten sie die Sphären der Weltordnung vom himmlischen Makrokosmos über die Natur bis zum



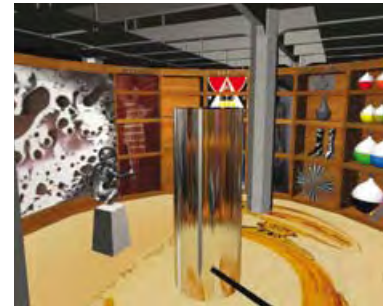
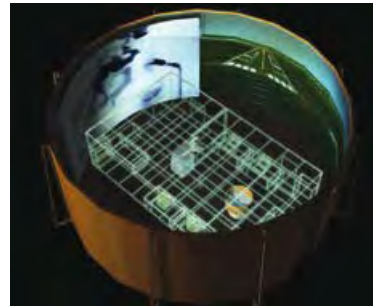
menschlichen Mikrokosmos. Die Stufen waren ihrerseits in sieben Segmente unterteilt, die jeweils einem der damals bekannten Planeten und dessen astrologischer Charakteristik zugeordnet waren. So entstand ein kombinatorisches Geflecht aus Seinsbereichen und Gestirneinflüssen, dessen allegorische Repräsentationen die deutende Aktivität des Besuchers herausforderten.

Die Struktur des *Theatro* entsprach mithin sehr zeitbedingten Vorstellungen: neuplatonisches Gedankengut, Sphärenharmonie, Astrologie, Kabbalistik. Nichts davon lässt sich für unseren heutigen Orientierungsbedarf im Dokuversum – und sei es modellhaft – übernehmen. Die Grundidee aber ist gültig geblieben, ja von gesteigerter Aktualität: die Idee, ein Arrangement zu schaffen, bei dem nicht die Akkumulation der Daten im Vordergrund steht, sondern die eigene Selbstbesinnung. „Unsere große Anstrengung“, schrieb Camillo, „ist es [...] gewesen, eine Ordnung [...] zu finden, die den Geist aufmerksam erhält und das Gedächtnis erschüttert.“

Eine solche Ordnung, die uns in den Datenfluten des *World Wide Web* auf dasjenige konzentrieren hilft, was wir eigentlich suchen, fehlt uns heute spürbar. Clifford Stoll, einst Internet-Pionier, nun Internet-Kritiker, vergleicht unseren Datenkonsum mit dem „Trinken aus einem Feuerwehrschauch. Man wird ziemlich nass und bleibt doch durstig.“

Anforderungen an das Interface der Zukunft

Vor diesem Erfahrungshintergrund ist es sicher kein Zufall, dass die Metapher des Gedächtnistheaters



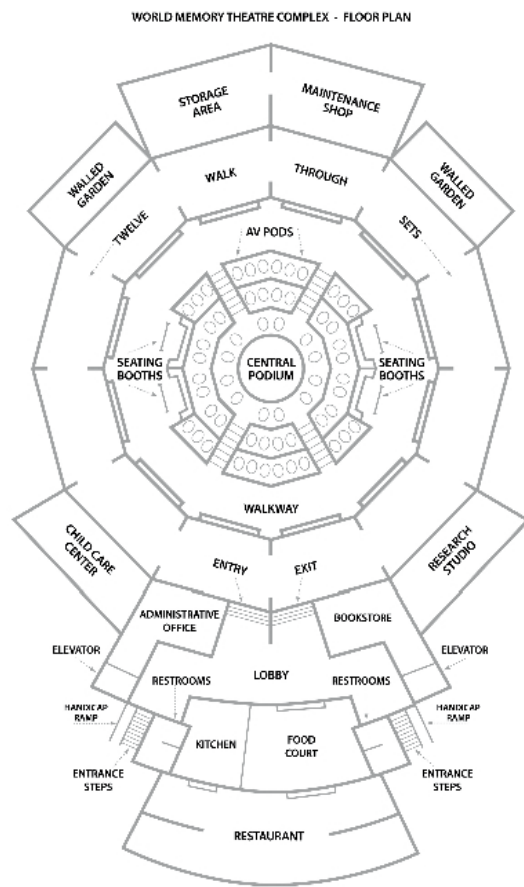
heute eine digitale Wiederbelebung erfährt. Bereits 1985, als die jüngste Datenexplosion gerade erst gezündet wurde, programmierte Robert Edgar auf einem *Apple II* sein hellsichtiges *Memory Theater One*, eine 3-D-Bühne, auf welcher der User, repräsentiert durch ein ‚Ego‘ genanntes Cursor-Icon, mithilfe eines Joystick-Vorläufers in Aktion tritt, um verschiedene Szenarien aus Bildern und Texten aufzurufen, die ihm zu denken geben. Unter den zahlreichen Nachfolgeprojekten ragt das 1997 von Agnes Hegedüs für das ZKM in Karlsruhe konstruierte *Memory Theater VR* heraus – ein hölzerner Rotundenbau mit interaktiver Panorama-Projektion, die zu Erkundungen der Geschichte der Virtuellen Realität einlädt. Computergestützte Performances, 3-D-Animationen und insbesondere zahlreiche Websites bildeten weitere Varianten der Metapher aus. Im vergangenen Jahr schließlich startete das bisher größte und ehrgeizigste Projekt dieser Art, das *World Memory Theatre*. Es möchte als ‚mythopoetisches Environment‘ fungieren, das die Besucher virtuell durchwandern können, um dabei die mythischen Weltbilder verschiedenster Kulturen und ihre oft erstaunlichen Verwandtschaften kennenzulernen.

Modernes Gedächtnistheater: Rotundenbau mit interaktiver Panorama-Projektion: *Memory Theater VR*, von Agnes Hegedüs in der Außen- und der Innenansicht

Bild links:
Hellsichtig: Robert Edgar mit *Memory Theater One*, 1985 auf einem Apple II



Bild diese und folgende Seite:
Exemplarische Interaktionsfläche und Grundriss des bisher ehrgeizigsten Projektes, das auf die Gedächtnistheater-Metapher zurückgreift: *World Memory Theatre* von Peter Oldfield u.a. 2009



Die weltanschaulichen Differenzen zwischen Camillos kosmologischer Metaphysik und unseren dezentrierten Datenuniversen sind, wie gesagt, unüberbrückbar. Aber die Metaphorik des Gedächtnistheaters kann uns grundlegende Postulate für das Interface der Zukunft formulieren helfen:

1. *Präsentation*: Es sollte uns eine Bühne bieten, die bei einheitlicher Architektur doch wandlungsfähig genug ist, um Daten so zur Darstellung zu bringen, wie es die jeweilige Problemstellung erfordert.

2. *Exploration*: Es sollte die Möglichkeit bieten, verschiedene Informationsinszenierungen probenartig durchzuspielen, um zu neuen Entdeckungen zu führen.

3. *Kollaboration*: Es sollte das Zusammenspiel verschiedener Akteure in Ensembles ermöglichen, so dass diese bei verwandten Forschungsinteressen ihre Wissensszenarien wechselseitig anreichern können.

Die Realisierung dieser Postulate ist eine gleichermaßen ästhetische wie technische Herausforderung. Sie wird gelingen, wenn die verwendeten Metaphern in beiderlei Hinsicht 'stimmen'.

Verfasser: Peter Matussek

Text und Bilder sind frei zum Wiederabdruck

Auswahl zusätzlich verfügbarer Bilder



Texte, Bilder und Zusatzmaterial

www.extrakte.uni-siegen.de

Kontakt:



Prof. Dr. Peter Matussek
Universität Siegen
Medienästhetik
Telefon: XX49 (0)271 740 4192
Telefax: XX49 (0)271 740 2717
matussek@medienaesthetik.uni-siegen.de
<http://www.peter-matussek.de>



Das Netz

Eine Metapher für die Welt

„Ich bin gerade im Netz.“ „Ich habe es im Netz gefunden.“ „Er ist gut vernetzt.“ In der Zukunft wird man schreiben: Die Menschen in der Zeit zwischen 1990 und 2010 scheinen geradezu besessen gewesen zu sein von dem, was sie ‚das Netz‘ oder das ‚Netzwerk‘ nannten.

Der eine Teil ist Mediengeschichte, denn ‚das Netz‘ ist der gängige deutsche Ausdruck für die zwei Bestandteile des ‚Internet‘ und des ‚World Wide Web‘. Diese beiden sind nicht besonders alt, gerade zwanzig Jahre, und fallen bei uns mit einer rasanten Verbreitung des Wortes ‚Netz‘ zusammen. Der andere Teil hat eine eigene Geschichte hinter sich, denn ‚gut vernetzt‘ und ‚schlecht vernetzt‘, das waren früher einmal verdächtige und mitunter übel beleumdete Tatbestände der Bekanntschaft, Freundschaft und Vorteilsnahme, die in unseren Institutionen oft nur hinter vorgehaltener Hand ausgesprochen wurden, aber in Köln einen eigenen Namen besaßen: ‚Vitamin B‘, ‚ihre Verbindungen reichen bis ganz weit oben‘, ‚Old Boys Network‘, ‚Klüngel‘. Dass diese beiden Netze – das weltweit gebaute und verwaltete Internet und das kleine oder grössere ‚soziale Netzwerk‘ – und dass ihre Metaphern zusammengekommen sind, ist eine bemerkenswerte Geschichte, die noch einige Generationen beschäftigen wird – auch wenn die große Euphorie der Netzmetapher vielleicht schon bald durch eine weltweite Wirtschaftskrise und ihre mehrdimensionalen Entflechtungen ein unvorhergesehenes Ende finden wird. Vielleicht erleben wir schon bald die Zeit, in der ein Gebrauch des Wortes ‚Netz‘ im einen Kontext tabu und im anderen Kontext nostalgisch geworden ist.

Die großen Netze

Aber für ein solches Menetekel der aktuellen Netzwerk-Euphorie ist es vielleicht zu früh oder zu spät – das Netz bleibt eine unverwundliche Metapher mit einer langen Geschichte. Der heutige Katalysator mit seinem Molekül aus sozialem und technischem ‚Netzwerk‘ bildet nur einen kleinen Ausschnitt dieser Geschichte, und um sie besser zu verstehen, sollte man die aktuellen Bestandteile der Netzmetapher erst einmal auseinanderdividieren und dann die Entstehung ihrer Kombination betrachten. Dann wundert man sich auf der einen Seite etwas weniger über die vielgestaltige, aber auch etwas glatte und stromlinienförmige Verwendung der Metapher im Sprachgebrauch der Gegenwart. Und man wundert sich andererseits um so mehr: darüber, dass die unaufhörliche Intelligenz wissenschaftlicher und technischer Forschungen, aus denen die heutige Metapher nach und nach entstand, als gemeinsamen Nenner eine Harmlosigkeit, vielleicht sogar eine große Augenwischerei hervorgebracht hat, die weder der zeitlosen Ausgangsmetapher noch den verschiedenen Forschungstraditionen gerecht wird.

Netzwerkbegriffe sind im 20. Jahrhundert vor allem in zwei verschiedenen theoretischen Sparten entwickelt worden, deren Fragestellungen über lange Zeit wenig oder gar nichts miteinander zu verbinden schien. ‚Netzwerke‘ waren seit dem 19. Jahrhundert die Verbindungen im Verkehrswesen, in der Wasser- und Stromversorgung und in der Telekommunikation, insbesondere der Telegraphie und Telephonie. Dieser Begriff entstand aus der Vogelperspektive von

Die Welt als Netz.
Fotografie einer
Skulptur von
Olafur Eliasson
im Viscardihof
der Münchener
Innenstadt

Ein Begriff für zwei
Phänomene

Schaltplänen, Karten und Luftansichten, und errichtete sich zuerst einmal nur auf die materiellen Tatbestände – auf die Kanäle und Verbindungen der jeweiligen Infrastruktur. Am Anfang der Geschichte, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, ist das technische ‚Netzwerk‘ vor allem ein materielles Objekt der Organisation gewesen, das entsprechende Subjekt waren große Firmen, staatliche Institutionen und vor allem der Betrieb durch ‚Systeme‘. Das Eisenbahn-Netzwerk etwa, das waren die Schienen, Weichen, Gleise, Bahnhöfe und Signalapparate, aber nicht die Eisenbahngesellschaften und ihre Akteure. Schriftstellern war es vorbehalten, Vorstellungen davon zu entwickeln, dass auch die Organisationen der Infrastruktur nichts anderes waren als ausgeklügelte und unüberschaubare Netze, deren zuständige Schaltstellen sich bei Bedarf hinter der Anonymität ihrer Strippenzieherei verschancen konnten. In diesem Sinne hat Frank Norris 1901 die großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften als allesverschlingenden Kraken – als einen ‚Octopus‘ – porträtiert, der mit anderen lokalen und globalen Infrastrukturen in Konflikt gerät.

Die Ingenieure und Sozialtheoretiker hingegen entwickelten ausgehend von den modernen Infrastrukturen jahrzehntelang vor allem Systemtheorien, um die Organisationen und ihre materielle Einbettung zu beschreiben. Und umgekehrt kann man auch für die deutsche Systemtheorie den Verdacht gewinnen, dass die große Utopie einer ‚Systemtheorie‘ aus prästabilierten Funktionssystemen auf einer flächendeckenden Durchdringung, und vor allem einer flächendeckenden Standardisierung der wenigen privilegierten modernen Gesellschaften beruhte, in denen die staatlichen und wirtschaftlichen Versorgungsleistungen aus übereinandergeschichteten Infrastrukturen sich so glücklich vereinten, wie dies für acht Zehntel der Welt nie der Fall sein sollte.

Die kleinen Netze

Der zweite Netzwerkbegriff entstand seit den 1930er Jahren aus dem Versuch, die Beziehungen von Einzelpersonen, ihre gut oder schlecht vernetzte Bekanntschaft und Freundschaft ganz von unten, aus ihren eigenen Aussagen und Abläufen zu rekonstruieren. Und auch heute kann man eine ‚Netzwerk-Analyse‘ überall aus den einfachsten Fragen und Beobachtungen entwickeln, wenn man eine beliebige Gruppe wie folgt durchgeht: Mit wem würdest Du gerne Kaffee trinken gehen? Mit wem hast Du in letzter Zeit Kaffee getrunken? Auf wessen Partys warst Du im letzten halben Jahr eingeladen? Wem würdest Du Geld leihen? Wer hat Dir geholfen, diesen Job zu bekommen? Wem hast Du in letzter Zeit einen Gefallen getan? Aus den Antworten kann man eine Tabelle erstellen, man kann Striche ziehen und ihre Einseitigkeit, Wechselseitigkeit und Dicke einzeichnen, und man kann die Zahlenwerte der Verknüpfungen errechnen. All dies geschah seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts und wurde ‚Netzwerk‘ genannt, um einen Begriff für die informelle und spontane Seite des sozialen Austauschs zu gewinnen – für eine Seite des Austauschs, die aus den öffentlichen sozialen Zwängen hervorgeht, zum anderen Teil aber aus Sympathie und Antipathie, aus einer alles überflutenden und ständig brodelnden ‚Ursuppe‘ aus Freundschaft, Missgunst, Liebe, Erotik, Haß, Mitleid, Berechnung und Karrierewünschen, einem Gemisch, das Institutionen, Organisationen, Milieus und Grüppchen am Laufen hält, sie untergräbt oder stärkt, bis zur vollständigen Auflösung und Neubildung.

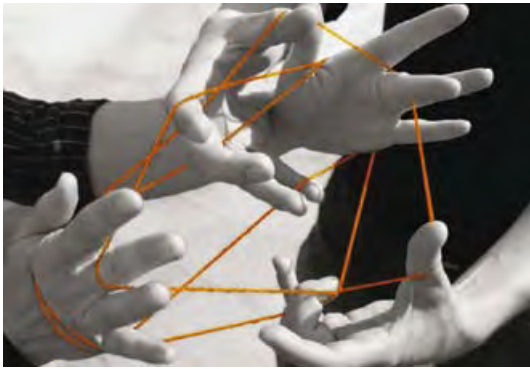
Eigentlich handelte es sich in diesem sozialen ‚Netzwerk‘ bis in die 1970er Jahre um einen ziemlich schwachen Begriff, einen Begriff, dem man keine Erklärungskraft für die großen soziologischen und

‚Ursuppe‘ aus Freundschaft, Missgunst und Berechnung



Das Netz. Eine Metapher geht um die Welt

politischen Themen zutraute; und um einen Begriff für die offene Flanke von stärkeren Normen und Institutionen. Ein Lieblingsbeispiel für das ‚soziale Netzwerk‘ waren und bleiben die freundschaftlichen, klientelären, korrupten und kriminellen Cliquen von Außenseitern oder von Eliten, von unten und von oben. Und ein anderes Standardbeispiel für die Macht sozialer Netzwerke sind und waren die Sozialbeziehungen in schwachen und scheiternden Staaten



und brüchigen Sozialgefügen, vor und außerhalb der gelungenen Einrichtung moderner Institutionen und Verwaltungsabläufe. In solchen Gegenden ist die Netzmetapher – zusammen mit dem von Frank Norris beschworenen ‚Kraken‘ – vermutlich so alt wie die Welt, so alt wie die Erfahrung, dass andere Leute einen ‚Klüngel‘ aufgebaut haben, durch dessen Mitwisserschaft und Mittäterschaft ihnen das Strippenziehen und die persönliche Unverantwortlichkeit leichter fällt als einem selbst.

So schreibt der Polizeipräfekt Cesare Mori, der 1917 im sizilianischen Agrigent die ‚Grisafi-Bande‘ aus hob, über seine Tätigkeit zusammenfassend: „Ich begann nun, meine Männer an die verschiedenen Plätze zu schicken, die Schauplatz der Bandentätigkeit gewesen waren, um – ohne Alarm zu schlagen und daher ohne irgendwelche offiziellen Formalitäten – alle nur möglichen derzeitigen Erkenntnisse über die früheren Aktivitäten der Banditen zusammenzutragen und insbesondere die notwendigen Hinweise zu sammeln, die zur Identifizierung ihrer ständigen und gelegentlichen Helfer führen konnten, mochten es freiwillige Komplizen oder Eingeschüchterte sein. Das Netz der Hilfe, das die Grisafi-Bande um sich gesponnen hatte, war im Laufe der Zeit weiträumig, dicht und fest geworden. Zusammengeschweißt wurde das ganze System durch Mitwisserschaft, Furcht vor Vergeltung, Terror, Spionage im Auftrag der Banditen, widerstreitende Interessen und zweifelhafte Bündnisse zu verschiedenartigen Zwecken, und zwar in einem Ausmaß, dass das Netz fast undurchdringlich geworden war.“

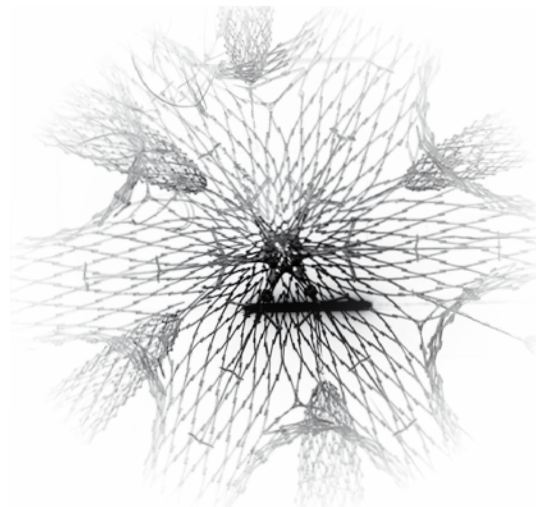
Das Netz zieht sich zusammen

Bis in die 1950er Jahre wurden die großen und die kleinen Netze wissenschaftlich getrennt behandelt. Die kleinen Netze der spontanen Alltagsbeziehungen und die großen Netze der modernen Infrastrukturen, sie schienen in verschiedene Welten zu leben. Offensichtlich ist das heute nicht mehr der Fall, denn im

Netz, also im World Wide Web, finden wir eine ganze Brandung ‚sozialer Netzwerke‘ und eine alltägliche Euphorie ihrer spontanen Bildung, und in den letzten zwanzig Jahren werden die großen Organisationen der Infrastruktur und vor allem ihre Geschäftsmodelle mehr und mehr zu ‚Netzwerken‘ erklärt, die ohne eine zentrale Hierarchie auskommen können und nicht mehr durch ein ‚System‘ erklärt werden können.

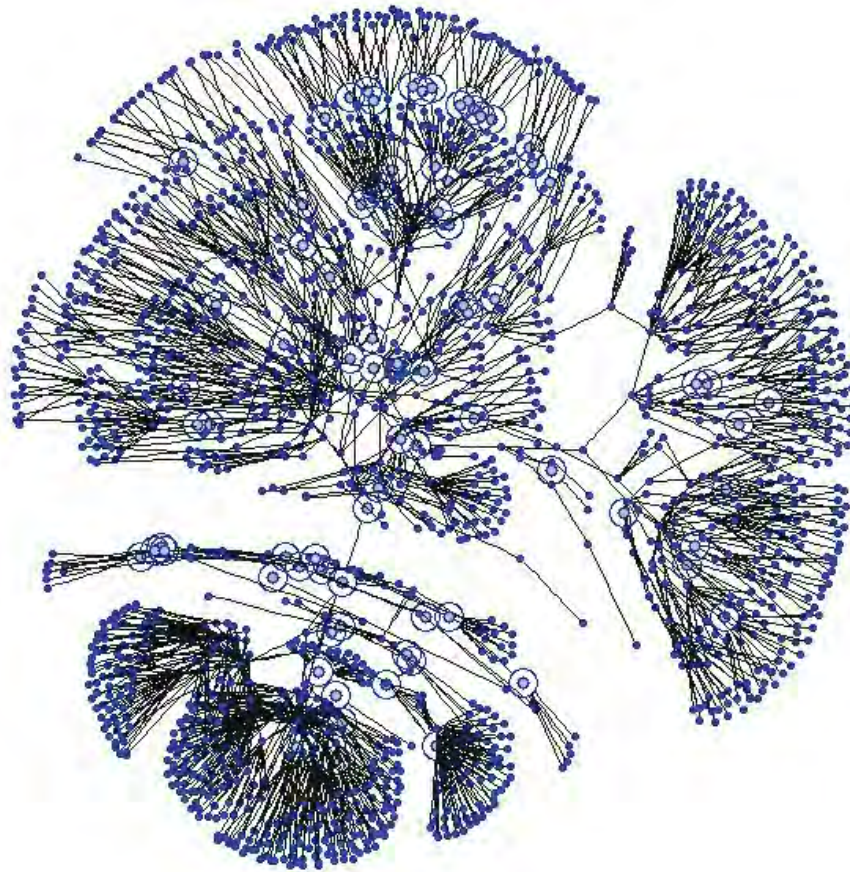
In den letzten Jahrzehnten ist also eine ganze Menge geschehen: die kleinen und die großen Netzwerke sind weiterhin – mit all ihren Abgründen und technischen Ansprüchen – in Kraft, aber sie haben an Prestige gewonnen, und sie haben sich überkreuzt und verknüpft, und zwar in der Technik, in der Öffentlichkeit und in der Wissenschaft gleichermaßen. Was das kleine Netzwerk angeht, haben wir den erstaunlichen Wandel erlebt, dass diese immer etwas suspekten Sozialform zur möglichen Norm von Organisationen und Institutionen aufgestiegen ist und dabei auch juristisch kodifiziert wird, ohne die Emphase der spontanen Subjektivität zu verlieren. Das geschieht auf verschiedene Weisen, je nachdem ob es sich um öffentliche oder um kommerzielle Organisationen handelt. Das Ethos von Selbsthilfegruppen, die sich als ‚Netzwerke‘ an Kirchen, Nichtregierungsorganisationen und Behörden jeder Größe angliedern oder aus

‚Networking‘: schmeicheilhafter Ausdruck für eine Tätigkeit die früher als ‚Strippenziehen‘ und ‚Klüngel‘ beargwöhnt wurde



ihrer Mitte gebildet werden, ist sicher ein anderes als das der ‚Netzwerke‘, die in Firmen oder Forschungsorganisationen geschaffen werden, um Probleme zu beheben oder neue Aufgaben und Geschäftsbereiche zu entwickeln. Die Zwecke sind verschieden und oft auch grundverschieden, aber durch das gemeinsame Vokabular der ebenso eigennützigen wie uneigennützigen ‚Vernetzung‘ von Leuten, Interessen und Abläufen sprechen sie mittlerweile weltweit eine ziemlich einheitliche Management-Sprache. Alle juristisch steuerbaren Organisationsformen halb formeller, halb informeller Kontakte können mittlerweile ‚Netzwerk‘ genannt werden. ‚Vernetzung‘ ist ihre erste Pflicht, und sie beginnt – auch im Vokabular der Beteiligten – bereits mit dem ersten unverbindlichen Kennenlernen, und hört mit den Hilfestellungen der dicksten Kumpanei nicht auf.

In der Sprache des Managements: ‚Vernetzung‘ als erste Pflicht



Visuelle
Repräsentation
des Internet
(unvollständig):
Verknüpfung der
großen und der
kleinen Netze ...

Diese Herrschaft der Vernetzungsmetapher wäre kaum eingetreten, wenn nicht auch die gesamte Idee des Management sich seit den 70er Jahren grundlegend verändert hätte – von den pyramidal geordneten Befugnissen einer einzigen Firmenhierarchie zu einem Zwischenbereich verschiedener Organisationen und Aushandlungsprozesse, durch Beziehungen, die weder auf einem Markt angeboten noch in einer Hierarchie angeordnet wurden. Weder Markt noch Hierarchie, also ‚Netzwerk‘, lautete die Devise einer ganzen Generation von Managern, betriebsinternen Maßnahmen und neuen Geschäftsmodellen. Was diesen Umbruch in den Managementvorstellungen der westlichen Welt ausgelöst hat – waren es die Mikroprozessoren, die zur Dezentralisierung anleiteten? Waren es die davongaloppierenden Kosten des Nachkriegs-Fordismus? Waren es sowjetische Management-Innovationen, die vom Westen übernommen wurden? Waren es die 68er (aber wer waren die 68er?)? War es das neoliberale Netzwerk der Mont Pelerin Society? – und wie weit dieser Umbruch zurückreicht, ist eine spannende Frage, vielleicht sogar die zentrale Frage einer Diagnose der westlichen Nachkriegszeit.

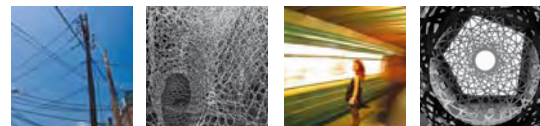
Die Antwort der Historiker wird vermutlich ziemlich vielschichtig ausfallen. Man geht aber selten fehl in der Annahme, dass es bei der Durchsetzung von kommerziellen ‚Netzwerk‘-Ideen immer auch um Kostenersparnisse ging und geht, um das ‚lean management‘ einer Entschlankung des eigenen hierarchischen Apparats, dessen neue und etwas buntscheckigere Hierarchien – und dessen nach

außen und unten abgewälzten bürokratischen Intensivierungen – seit den 80er Jahren immer wieder als ‚Enthierarchisierung‘ und ‚Entbürokratisierung‘ verkauft wurden, bis in die Politik und Universitätspolitik der letzten Jahre.

Verfasser: Erhard Schüttpelz

Text und Bilder sind frei zum Wiederabdruck

Auswahl zusätzlich verfügbarer Bilder



Text und Bilder

www.extrakte.uni-siegen.de

Kontakt:



Prof. Dr. Erhard Schüttpelz
Universität Siegen/ Medientheorie
Telefon: XX49 (0)271 740 2751
Telefax: XX49 (0)271 740 2731
schuettpelz@medienwissenschaft.uni-siegen.de
FK 615 Medienumbrüche: Transmedien und neue Medien in den beiden Globalisierungsschüben

Literaturtipps:

Kaufmann, Stefan (Hrsg.): Vernetzte Steuerung. Soziale Prozesse im Zeitalter technischer Netzwerke, Zürich 2007

Boltanski, Luc/ Chiapello, Ève: Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz 2003

Die Löcher im Netz

Was die Netzwerk-Metapher verschweigt

Im großen Erfolg der Netzmetapher ist in den letzten Jahren etwas verlorengegangen: die ganze Zweischneidigkeit und Gefährlichkeit, die im Netz liegt, vielleicht sogar der eigentliche Sinn dessen, was eine Vernetzung ausmacht. Wie konnte es so weit kommen?

Bis in die 1980er Jahre waren Netzwerktheorien noch zwischen großer Technik und kleinen Sozialbeziehungen gespalten. Aber diese Polarität gilt nicht mehr, und schon in den 90er Jahren stießen beide in den Globalisierungseliten so aufeinander, dass ihre ‚Netzwerke‘ – wie Andrew Barry in einer Studie zur Forschungskommission der Europäischen Gemeinschaft feststellte – bereits ständig verwechselt wurden. Wir leben in der Welt der daraus resultierenden Fusion: Netzwerktheorien sind jetzt für jeden Maßstab der technischen und sozialen Betrachtung zuständig geworden, sie erheben ihre Ansprüche für die kleinsten technischen Verknüpfungen, etwa für die militärischen Abläufe, mit denen man die multimedial gerüsteten ‚Netzkrieger‘ der Zukunft trainieren will, und für die größten gesellschaftlichen Zusammenhänge – etwa für die globalisierte ‚Weltgesellschaft‘.

Außerdem haben sich die Theorien verändert: sie haben ihren Abstand verloren, denn sie befinden sich in ständiger Anwendung vor Ort. Nirgendwo in unserer Gesellschaft stoßen wir auf die Begriffe und Metaphern vom ‚Netz‘, ohne dass sich diese bereits in einer unaufhörlichen Oszillation zwischen universitären Forschungen und professionellen Anwendungen, zwischen einem fast schon

theologischen Absolutheitsanspruch und alltäglich abgespulten Kulturtechniken befinden. Wir beobachten kein Netzwerk mehr, sondern nur noch die Rückkopplungen zwischen Netzwerktheorien und ihren ungläubigen bis gläubigen Anwendern, zwischen Lippenbekenntnissen und ihren spontanen Folgen. Bereits in den frühen 90er Jahren war das ‚Netzwerk‘ in das Selbstverständnis der politischen, ökonomischen, militärischen und kulturellen Globalisierungseliten eingewandert, es diente der Selbstverständigung über den Wunschhorizont und – durch die Sprache des sozialen ‚Netzwerkens‘ – über die praktische Organisationsform dieser Eliten.

Das Netz wirkt als Filter

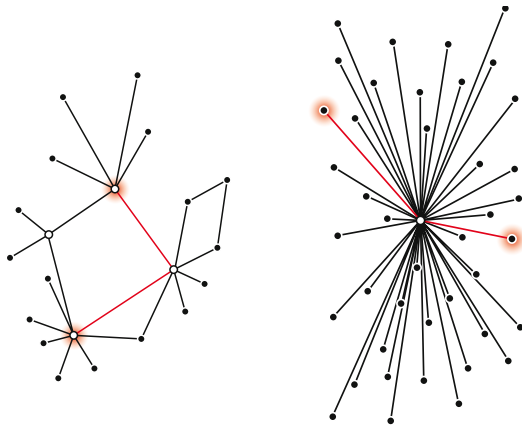
Dass diese Verständigungsform seit einiger Zeit auch die Forenkultur des Internet durchzieht und euphorisiert, ist eine Fortsetzung – und eine Popularisierung – dieser Selbstauffassungen, ein weiterer Austragungsort, aber kaum ihr Ursprungsherd. Das Internet wird hier vor allem als ein Versorgungsnetz verstanden, als individueller Ort einer Versorgung mit Dienstleistungen, Sozialkontakten und interaktiven Angeboten. Diese Auffassung ist offensichtlich eine radikale Reduktion dessen, was das Internet anderswo darstellt, hat aber die Evidenz des alltäglichen privaten Nutzers für sich.

In der großen Verwirbelung der Vernetzungskonzepte ist vom ‚Netz‘ einiges verloren gegangen, und der schmerzlichste Verlust ist die Metapher selbst – das, was im Archiv ihrer früheren Urbanität fruchtbar und stimmig war und bleibt. Wenn heute Netzwerkforscher aus den verschiedenen wissenschaftlichen

Fast schon theologischer Absolutheitsanspruch

In den unterschiedlichsten Disziplinen im Gebrauch. Gibt es einen gemeinsamen Nenner?

Feldern zusammenkommen, aus den physikalischen, biologischen, neurologischen, soziologischen, technologischen und medienwissenschaftlichen Anwendungen dieses Begriffs, dann finden sie mit Zwangsläufigkeit nur noch eine gemeinsame Sprache und ein gemeinsames Medium für diesen Begriff: das topologische Diagramm und seine Mathematisierung. Diese Entwicklung hatte sich lange angekündigt.



Skalenfrei

Zentralisiert

Bereits in den frühen 50er Jahren prognostizierte der britische Ingenieur und Kommunikationstheoretiker Colin Cherry, dass der kleinteilig-soziale und der elektrisch-telekommunikative Netzwerk-Begriff sich bald vereinen würden. Das Mittel der Vereinigung – und mittelfristigen Vereinheitlichung würde in der Graphentheorie liegen, durch die man sowohl elektrische (und elektronische) Netzwerke, als auch soziale Netzwerke erfassen könne: „In einem Soziogramm können die Knoten Menschen und die Verbindungslinien Kommunikationskanäle darstellen – die Wege für die Nachrichten, Richtlinien, Vorschriften usw. Diese Verbindungen können einseitig gerichtet sein (z.B. bei Befehlswegen), was durch Pfeile an den Linien angezeigt wird; das Netzwerk heißt dann ein gerichteter Graph. ... Das gesamte Netzwerk und die soziale Situation, die es idealisierend darstellt, ist einem elektrischen Netzwerk, das aus miteinander verbundenen Schaltungen mit den Stellungen Ein und Aus zusammengesetzt ist, sehr ähnlich.“

Dieser Auffassung der damaligen Ingenieure entsprechend ist – einmal ganz ungeschützt gesprochen – sowohl das Internet konstruiert worden, als auch die Rede vom ‚Netzwerk‘ geglättet und geplättet worden. Das Netzwerk im gemeinsamen Nenner der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen von heute ist vor allem eins: das topologische Diagramm im Zugriff der Graphentheorie. Dieser gemeinsame Nenner kann immer weiter popularisiert oder mathematisch verfeinert werden, aber um den gemeinsamen Nenner mathematisch zu verfeinern und durch neue Gebrauchsweisen zu popularisieren (etwa durch ein ‚Social Web‘), müssen alle Reduktionen, die in die Zurichtung zur Topologie eingegangen sind, eingehalten werden. Und dann verschluckt die topologische Reduktion auch die ziemlich abenteuerliche Geschichte der verschiedenen Netzwerk-Analysen des 20. Jahrhunderts.

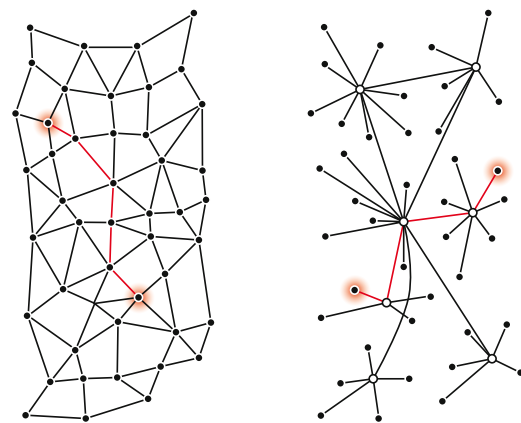
Das Netz, eine Falle

Das gemeinsame ‚Netz‘ der wissenschaftlichen Disziplinen, und seine Popularisierung in der allgemeinen Öffentlichkeit ist daher eine radikal gefilterte Metapher. Das topologische Diagramm mit seinen anschaulichen Serien und mathematischen Verfeinerungen ist dieser Filter, der als Barriere wirkt, sobald andere Verwendungen der Metapher ihr Recht behaupten wollen – sie erscheinen dann als ‚nur metaphorisch‘, das topologische Netzwerk hingegen als eine ebenso transparente wie übertragbare und berechenbare Realität. Die Pointe aller Netzwerkforschungen des 20. Jahrhundert bestand darin, dass niemals ‚alles mit allem‘ vernetzt war, es ging um Beziehungen der Hierarchie und Isolation, der exklusiven Kontrolle von oben und unten, der Übervorteilung und versteckten Machenschaften, der mühsamen Geländegewinne und der freibleibenden Flächen. Die leichte Übertragbarkeit und Vernetzung der Topologien scheint zu suggerieren, jetzt sei tatsächlich alles mit allem vernetzt, und ‚Netzwerke‘ seien eine prinzipiell unbegrenzte und sogar ständig demokratisierende Kraft der Integration. Diese Vorstellung geht von den Knoten im Netz aus und hält sie oft genug für Individuen, die durch das Netz ihre Individualisierung vorantreiben könnten.

Bereits 1948 schrieb Franz Baermann Steiner in einem unveröffentlichten Aphorismus zur damaligen Netz-Metapher: „Eine Gesellschaft besteht

Bild links u. rechts:
Netz- Topologien

Falsche
Vorstellungen
von Symmetrie
und Demokratie



Verteilt

Dezentralisiert

Bei elektronischen
Netzwerken
entscheidet die
Topologie über
deren Ausfallsicherheit

genausowenig aus Individuen, wie ein Netz aus Knötchen. Das Netz ist mithilfe der Knoten gemacht. Aber kein Knoten ist ein Stück oder eine Einheit von etwas, das man in welchem Sinne oder mit was für Absicht ein ‚Netz‘ nennen könnte.“

Was die Netzwerkmetapher anderswo sagt

Kann man eine Metapher kritisieren? Das ist kein einfacher Vorgang. Man kann nur die Verwendungen einer Metapher kritisieren, und hierfür kann man auf andere Metaphern zurückgreifen, und auf andere Verwendungen derselben Metapher. „Lasst uns Menschenfischer sein!“ Dieser Satz wird zu Fischern gesprochen, die gerade dabei sind, ihre Netze zu

flicken, er umgarnt diese Fischer, die ihre Netze fahren lassen, um Menschenfischer zu werden. Wenn man diese Situation als Ausgangspunkt einer Betrachtung der heutigen Netzmetapher wählen würde, wo käme man dann hin? In den Himmel, hoffentlich – aber darum soll es hier nicht gehen. Zu einer realistischeren Betrachtung der Netz-Metapher und in das Fegefeuer auf Erden, das wäre ein etwas anderer und ebenso beschwerlicher Weg, und über kurz oder lang würde er auf folgendes zurückkommen: Netze sind keine menschliche Erfindung, menschliche Netze bleiben Erfindungen, die vermutlich zuerst tierischen Netzen abgeschaut wurden. Das Netz ist über Jahrtausende vor allem eine Form der Falle gewesen, und sie verlangt unterschiedlichste Formen des Fallenstellens und Belauerns. Der Ausgangspunkt des Wortes, seiner Metapher und ihrer Begriffe bleibt ‚Beutemachen‘ und Macht über das, was sich im Netz verfangen soll. Alle menschlichen Netze und ihre Praktiker – auch die ausgeklügeltsten oder schmeichelhaftesten Netze, die hier erwähnt worden sind – bleiben auf Beutezug. Gerade ‚das Netz‘ besteht einzig und allein aus Organisationen, die ständig auf Beutezug sind, und ihre Netze jeden Tag neu (mit neuen Algorithmen) auswerfen müssen. Es handelt sich um Beutemacher par excellence, Parasiten am Gemeingut und am Eigentum der anderen. (Während ich dies schreibe, versucht eine kommerzielle Organisation, durch ihr ‚Netz‘ und durch ‚das Netz‘ Verbreitungsrechte an allen früheren Publikationen der gesamten Welt zu erbeuten.) Auch eine Netzwerktheorie und jede Netzwerkmethode bleibt ein Netz, das seine Beute einfangen soll. Eine Netzwerktheorie ist ein Netz, das andere Netze fangen soll und ihre Beute dazu. Das

„Der Ausgangspunkt des Wortes, seiner Metapher und ihrer Begriffe bleibt ‚Beutemachen‘“

Fallenstellen nimmt kein Ende, weder ‚im Netz‘ noch in der Wissenschaft der Netze. Eine Form der theoretischen Netze ist das Diagramm – der Theoretiker und der Praktiker will sein Netz vor sich sehen, er will wissen, was er im Netz gefangen hat. Hinter den topologisch vereinheitlichten Diagrammen und ihren sehr verschiedenartigen Gegenstandsbezügen liegen weiterhin die Fallensteller auf der Lauer. In unseren topologischen Verortungen sind wir ihnen bereits auf den Leim gegangen.

Die Löcher im Netz

Es fällt also gar nicht so schwer, eine Metapher auf die Schnelle wiederzubeleben, und ihr einen anderen Sinn abzugewinnen. Aber die Geschichte von Jesus und den Fischern bleibt noch unausgelegt, denn die Menschenfischerei ist ihr Ziel, aber der Ausgangspunkt – für alle, die es nachlesen wollen – waren Fischer beim Flicken von Netzen. Jedes Netz hat Löcher, durch die eine Beute ausgefiltert werden soll, aber auch entweichen kann, und die Netze unterliegen einem ständigen Verschleiß, der ebenso unaufhörliche Reparaturen verlangt. Das ist ein weiterer Realismus in

der Metapher vom Netz, der jedem von uns geläufig bleibt, solange er seine verschiedenen ‚sozialen Netzwerke‘ pflegen und reaktivieren muß, und er gilt um so mehr für die ständige Wartung und Reparatur der großen und der kleinen Infrastrukturen aller Versorgungs- und Transportleistungen. Was ‚ein Netz‘ wirklich ist, lernt man eigentlich erst dort, zum Beispiel von Jörg Potthast, der die Wartung und Reparatur der Gepäckförderbänder von Großflughäfen in London



Das Netz der Fallensteller

und Paris untersuchte, von Richard Rottenburg, der die Entwicklungshilfe für ein Wasserwerk nachzeichnete und dabei auf die Löcher in den Listen stieß, auf denen alle weiteren Abrechnungen der lokalen und internationalen Organisationen beruhen, oder von Brian Larkin, der die Videoindustrie in Nigeria mit ihren Transportwegen unter die Lupe nahm. Netz-



werkbeobachtungen haben dann eine etwas andere Form: das Gepäckförderband klemmt, die Wartungstechniker und zuständigen Ingenieure diskutieren anhand von Video-Aufnahmen, wie die Gleitschiene zu verbessern ist und wer für den Schaden aufkommen muß. Oder: Das Loch im Boden blieb mehr als ein Jahr, und das neue Verkehrsnetzwerk verzögerte sich. Der Weg zu den Löchern im Netz – den gewollten und den geflickten – führt immer zurück von der Topologie zur Topographie, und von den topographischen Daten zur mühsameren Ortskenntnis, zur situativen Befragung und teilnehmenden Beobachtung eines Ethnographen oder Journalisten.

Wenn alle Netze reißen

Beutemachen und Reparatur, die vorgesehenen und die ungewollten Löcher im Netz, durch diese alltäglichen Handlungen und Einsichten ließe sich die Netzmetapher – für alle uns heute geläufigen Netze – noch einmal etwas realistischer gestalten. Auch historische Erzählungen können demonstrieren, wie Infrastruktur-Netzwerke und soziale Netzwerke miteinander zusammenhängen und wie sie in einander umkippen, und manchmal stehen sie auch in der Zeitung. Eine große europäische Stadt nördlich der Alpen – ihren Stadtheiligen sei es gedankt! – hatte tausend Jahre lang Glück, denn sie wurde als einzige nie erobert und gebrandschatzt. Ihr Archiv war das vollständigste und vorübergehend auch das architektonisch modernste Europas. Ein neues unterirdisches Verkehrsnetzwerk sollte gebaut werden. Die leitenden Posten in den

zuständigen Behörden und Gremien wurden nach Netzwerk-Gesichtspunkten vergeben. Sie waren die übliche Beute der Parteien. Die Organisation der Bauleitung und Baudurchführung wurde netzwerkförmig zergliedert und ausgelagert. Im Niemandsland zwischen Markt und Behörden-Hierarchie wurden die billigsten Gutachten und Durchführungen bevorzugt. Probleme mit Grundwasser wurden erkannt, aber mit den einfachsten Mitteln bekämpft. Der angrenzende Strom, die Baurasse, der Baugrund und die Gebäude gerieten in Bewegung. Die Panzerschränke des Archivs waren geräumt, weil im Keller jedes Jahr das Hochwasser vom Strom nebenan drohte. Ein Grundwasserbruch – der schlimmstmögliche Unfall, in der Literatur wohlbekannt und im Laborablauf bereits simuliert – trat ein und wurde vertuscht. Die in Auftrag gegebenen Gutachten gelangten nie an die Öffentlichkeit, ihre Warnungen wurden nicht beachtet und die Wassergefahren mit ungenehmigten Brunnen bekämpft. Wie diese Brunnen zustande kamen und warum sie im Behördengang nicht weiter auffielen – vielleicht wird man darüber nicht viel herausfinden. „Man kannte sich ja schon länger“ – dieser elementare Netzwerk-Satz galt auf allen Ebenen dieses Baus, von der Baugrube über die Firmen bis in die Behörden und Parteien. Als der größere Unfall geschah und die Toten geborgen waren, blieben die Zuständigen wochenlang damit beschäftigt, ihre – ihnen selber unklar gewordenen oder unklar gebliebenen – Zuständigkeiten zu diskutieren und die Aufklärung tageweise zu verschleppen. Zu einem Rücktritt kam es erst einmal nicht, denn die Fäden wollten und wollten nicht reißen. Es fiel den Beteiligten schwer zu glauben, dass ihr altes Netzwerk durch einen infrastrukturellen Unfall ein jähes Ende haben sollte.

Stabilität der Netze bedeutet ständige Wartung und Reparatur

Verfasser: Erhard Schüttelpelz

Text und Bilder sind frei zum Wiederabdruck

Auswahl zusätzlich verfügbarer Bilder



Text und Bilder

www.extrakte.uni-siegen.de

Kontakt:



Prof. Dr. Erhard Schüttelpelz
Universität Siegen/ Medientheorie
Telefon: XX49 (0)271 740 2751
Telefax: XX49 (0)271 740 2731
schuettpelz@medienwissenschaft.uni-siegen.de
FK 615 Medienumbrüche: Transmedien und neue Medien in den beiden Globalisierungsschüben

Literaturtipps:

Schüttelpelz, Erhard: Figuren der Rede, Berlin 1996

Pothast, Jörg: Die Bodenhaftung der Netzwerkgesellschaft, Bielefeld 2007

Larkin, Brian: Signal and Noise. Media, Infrastructure, and Piracy in Nigeria, Durham N.C. 2008

Herausgeber

Der Rektor der Universität Siegen
Presse- und Informationsstelle

Redaktion

Dipl. Medienw. Michael Hellermann (verantw.)
Christian Hensel
Telefon ++49 271 740 4923
Telefax ++49 271 740 4911
hellermann@presse.uni-siegen.de
extrakte@presse.uni-siegen.de
www.extrakte.uni-siegen.de
Herrengarten 3
57068 Siegen

Layout, Satz

Michael Hellermann / Peter Büdenbender

Druck

UniPrint

Texte und Bilder sind frei zum Wiederabdruck

*Bildnachweis**Titelblatt*

Oben: Universität Siegen / Christian Hensel;
Spalte 1 oben: Universität Siegen / Arnd Hawlina; unten: Universität Siegen / Christian Hensel
Spalte 2: Universität Siegen / Sabrina Tibourtine;
Spalte 3: Universität Siegen / Carsten Schmale;
Spalte 4: Claudia Schneider Hahler

Metaphern in der politischen Kommunikation

S. 2 - 7: Universität Siegen / Arnd Hawlina
S. 8 Portrait: Universität Siegen / Michael Wagener

„Verkomplizieren Sie sich!“ Metaphern in Beratungssituationen

S. 9 - 12: Universität Siegen / Christian Hensel
S. 13 Portrait: Universität Siegen / Michael Wagener

Ta rate, c'est une vraie bombe! Zur Rolle von Metaphern im Alltagsfranzösisch

S. 14 - 18: Universität Siegen / Sabrina Tibourtine
S. 19 Portrait: Universität Siegen / Michael Wagener

Datendarsteller / Wie Metaphern Wissen modellieren

S. 20: Christa Sommerer / Laurent Mignonneau / Roberto Lopez-Gulliver;
S. 21: Universität Siegen / Carsten Schmale
S. 22 links: Marcus Meyer; rechts: Universität Siegen / Malte Reißig
S. 23 oben: Grafische Rekonstruktion von Athanasius Kircher (1602-1680); unten: Robert Fludd: Utriusque ... Historia, S. 47ff
S. 24 links: Universität Siegen / Peter Matussek; rechts oben (Abb. 1 und Abb. 2): Agnes Hegedüs; rechts unten: Peter Oldfield
S. 25 links: Peter Oldfield; Portrait: Universität Siegen / Michael Wagener

Das Netz. Eine Metapher für die Welt

S. 26: Universität Siegen / Jan Martin;
S. 27: Universität Siegen / Michael Hellermann;
S. 28 links: Universität Siegen / Michael Hellermann, Christian Hensel; rechts: Universität Siegen / Manuela Martin;
S. 29 oben: www.opte.org; Portrait: Universität Siegen / Michael Wagener

Die Löcher im Netz. Was die Netzwerk-Metapher verschweigt

S. 30: Universität Siegen / Michael Hellermann;
S. 31 links und rechts: Universität Siegen / Christian Hensel;
S. 32: Universität Siegen / Claudia Schneider Hahler
S. 33: Universität Siegen / Bettina Schwesig; Portrait: Universität Siegen / Michael Wagener

Arnd Hawlina: www.hawlina.de
Sabrina Tibourtine: www.eine-der-guten.de
Michael Wagener: www.superwuggy.de
Peter Büdenbender: www.zettb.de